

# UNTER DEN Kopfjägern VON BORNEO

*Das Leben des Ferdinand Rott*



ALFRED SALOMON

## Unter den Kopfjägern von Borneo

*Das Leben des Ferdinand Rott*

Ein deutscher Bauernsohn eignet sich unter großen Entbehrungen und gegen mancherlei Widerstände so viele Kenntnisse an, daß er von der Rheinischen Missions-Gesellschaft zur Ausbildung angenommen wird. Nach sechs Jahren steht er am Ziel seiner Jugendwünsche: er hat das Examen als Missionar bestanden und tritt die Reise nach Borneo an.

Es ist ein schwieriges Missionsfeld, auf das er kommt. Die Mohammedaner wollen die Arbeit der Rheinischen Mission nicht dulden. Die christlichen Prediger können sich anfangs nur an die in den Städten lebenden Chinesen wenden. In der unwegsamen Wildnis von Bandjarmasin entstehen nach und nach kleine Stationen unter den wilden Dajak, und in diesem heißen Sumpfland arbeitet Rott unter einem abergläubischen Volk, das noch dem Kannibalismus frönt. Mühsame Sprachstudien und die Betreuung der zahlreichen Leibeigenen füllen die Zeit aus, bis Ferdinand Rott seine junge Frau aus Deutschland nachkommen lassen kann. Sieben Jahre arbeitet das Ehepaar unter den Dajak, und die ersten Körner der Saat gehen auf. Mitten unter den wildesten Stämmen kann Rott ein Kirchlein errichten, und es sieht so aus, als solle die Arbeit der Rheinischen Mission sich ungestüm in Borneo ausbreiten. Da brechen Unruhen in dem Sultanat aus, und kopfjagende Stämme ziehen mordend und plündernd durch das Land. Rott will seine Station nicht verlassen und stirbt mit zwei Missionsbrüdern den Märtyrertod.

Heute erhebt sich dort, wo einer der erschlagenen Missionare begraben liegt, ein Kirchlein. Und die evangelische Kirche von Kalimautan – das ist der neue Name für Borneo – lebt und wird von dreißig eingeborenen Pastoren betreut.



SALOMON

UNTER DEN KOPFJÄGERN VON BORNEO



ALFRED SALOMON

UNTER DEN KOPFJÄGERN  
VON BORNEO

Das Leben des Ferdinand Rott



CHRISTLICHE VERLAGSANSTALT KONSTANZ

*„Helden des Glaubens“ Band 5*  
*herausgegeben von Alfred Salomon*

1.—8. Tausend / 1960

© Christliche Verlagsanstalt, Konstanz

Schutzumschlag: Franz Reins, Detmold

Satz und Druck: Buchdruckerei Sommer & Söhne, Feuchtwangen

Bindearbeiten: Großbuchbinderei Gebhardt, Ansbach

Printed in Germany

## AM WETTEBORN

Kantor Obermann sah nach seinen Immen. Es summte und brummte um die Körbe. Die Bienen waren gut durch den Winter gekommen und nutzten nun den klaren Frühsommertag, um Vorräte einzusammeln. Nur der vierte Korb machte dem Kantor Sorge. Zwar flogen auch hier die Immen ein und aus, aber keine einzige trug volle „Höschen“ an den Hinterbeinen. „Sollten sie keine Königin mehr haben?“ knurrte der Kantor. Er wußte, daß ein gesundes Volk viel Blütenstaub eintragen muß, um seine junge Brut zu ernähren. Von Nektar allein, aus dem die Arbeiterinnen dann Honig bereiten, werden die Würmchen, die da in den sechseckigen Wabenzellen heranwachsen, nicht satt. Bienenbrot brauchen sie, das die Brutpflegerinnen aus Pollen, also Blütenstaub, „backen“. Und hier an Korb Vier trug keine Sammlerin Pollen ein.

Der Kantor schüttelte den Kopf. „Da werde ich mal nachsehen müssen!“

Er wollte gerade den Korb untersuchen, als vom Zaun her ein zartes Stimmchen herübertönte: „Onkel Kanter, dien Fru soll mal fix zu mien Mutter kommen!“ Der Kantor fuhr herum und sah einen kleinen blonden Wuschelkopf hinter dem Stake-

tenzaun, der den Kantorgarten vom Nachbargrundstück trennte.

„Was ist denn los, Lieneken?“

Die Kleine, die etwa drei Jahre alt sein mochte, erwiderte voller Wichtigkeit: „Mutter sitt up de Bettkant und —.“

Der Kantor wandte sich um und rannte ins Schulhaus. „Mutter!“ schrie er schon im Flur. „Lauf schnell zur Rottschen hinüber!“ Er riß die Mütze vom Haken. „Und ich lauf, den Haanrich holen!“ Der Nachbar Rott schrieb sich mit Vornamen Heinrich, aber in Wetteborn sprach das jedermann wie Haanrich aus, sogar der Herr Kantor. Und nun lief Kantor Obermann die abschüssige Dorfstraße hinab, um seinen Freund Haanrich vom Feld nach Haus zu holen. Fast wäre der Kantor ausgeglitten und der Länge nach hingefallen. Glitschig war hier der Weg, neben dem der „Witte Born“ entsprang, dem das Dörfchen seinen Namen verdankte. Na, das wäre für die Kinder ein Spaß gewesen, wenn der Herr Kantor in den Bach geplumpst wäre!

Hinter den letzten Höfen ging es jetzt sacht bergauf. Der Kantor kam immer mehr außer Atem. Aber da sah er den Haanrich schon. „Komm rasch heim!“ rief er ihm mit einem fröhlichen Lachen in der Stimme zu. „Der Storch geht im Wetteborn fischen!“

Pfarrer Brunken saß gerade über seiner Sonntagspredigt. Er hatte die Gewohnheit, sich immer am Donnerstag vorzubereiten. Er brauchte Ruhe und liebte es durchaus nicht, sich erst am Sonnabend

hinzusetzen und in aller Eile die Predigt auszu-  
arbeiten. Donnerstag Vormittag war Studierzeit!  
Ganz Wetteborn wußte das und nahm Rücksicht  
darauf. Sogar die Kinder, die gleich unterhalb des  
Pfarrhauses am Wetteborn Wasser holten, mahn-  
ten einander dann leise: „Pssst, schrei nicht so! Der  
Paschtoor s-tudiert.“

Und heute wagte man ihn zu stören! Eben waren  
Schritte im Flur zu hören, und nun klopfte es gar  
an die Tür des Studierstübchens. Unerhört war das,  
unerhört! „Herein!“ donnerte Pfarrer Brunken  
und sah unter gefurchter Stirn zur Tür hin. Wie?  
Der Kantor? Ausgerechnet Kantor Obermann, der  
doch genau wußte . . .

„Nichts für ungut, Herr Paschtoor!“ Der Kantor  
steckte als vorsichtiger Mann, der seine Leute  
kannte, nur den Kopf durch den Türspalt. „Ich  
will nicht s-tören, wollte nur sagen, daß bei Haan-  
rich Rott ein Junge angekommen ist. Können wir  
ihn glaach am Sonntag taufen?“

Der Pastor, dem noch immer die Predigt im Kopf  
herumging, nickte geistesabwesend. Des Kantors  
Kopf verschwand. „Gut, dann sag' ich glaach Be-  
schaad“, kam es durch den Türspalt. „Und noch-  
mal: nichts für ungut, Herr Paschtoor!“

Erst als der Kantor über die Dorfstraße lief, kam  
dem Pastor die Kunde, die da eben in sein Studier-  
stübchen geflattert war, zum Bewußtsein. Drüben  
bei Rotts war ein kleiner Junge angekommen?  
Nun, dann war diesen braven Leuten ja ein Her-  
zenswunsch erfüllt. Ein Mädchen hatten sie schon:  
Johanne Wilhelmine Caroline Rott — so hatte Pa-

stor Brunken sie vor fast drei Jahren ins Taufregister eingetragen. Vater: Anbauer Heinrich Rott. Mutter: Elisabeth geborene Brauns. Eine feine und fromme Frau war das. Kein Wunder, war sie doch eine Schwester des Amtsbruders Brauns, die als Ehefrau des armen, ehrbaren Anbauern und Leinewebers Heinrich Rott hier in Wetteborn ein hartes und arbeitsreiches Leben führte.

Unversehens hatte Pastor Brunken die Hände gefaltet: „Vater im Himmel, segne dieses Kind! Gib, daß es ein Mensch wird, der dir Ehre macht!“

Am Sonntag trug Pfarrer Brunken in das Taufregister der Gemeinde Wetteborn ein: „Heinrich Ferdinand Rott, geboren am 8. Mai, getauft am 11. Mai des Jahres 1823.“

Der kleine Ferdinand lernte schon früh, daß das Leben nicht nur aus Zuckerschlecken bestand. Noch waren die Nöte, die Napoleons Kriege über das Land gebracht hatten, nicht überwunden. Handel und Gewerbe lagen darnieder, und eine Reihe von Mißernten hatte die Bauern in Schulden gestürzt. Besonders schlimm sah es in den kleinen Dörfern aus, die „hinter den Bergen“ lagen. Was half es ihnen schon, daß durch das Leinetal die uralte Handelsstraße lief, über die der Norden mit dem Süden seine Güter tauschte?

Gewiß, die Kreisstadt Alfeld hatte ihren Nutzen davon, doch Wetteborn und die anderen Dörfchen „hinter den Bergen“ lagen weitab. Es war schon eine Tagereise, wenn man den Alfelder Markt besuchte, um dort Gemüse, Obst oder Leinen feilzu-

halten. Und oft kamen die Kleinbauern des Abends unverrichteter Dinge wieder heim, weil sich keine Käufer gefunden hatten.

So mancher Wetteborner nahm bei Wind und Wetter den Weg nach Westerberg oder Schildhorst unter die Füße, um dort in den Glashütten ein paar blanke Heller zu verdienen. Um nicht zu verhungern, betrieben die anderen neben ihrer kleinen Landwirtschaft die Leinweberei. Auch im wind-schiefen Fachwerkhaus des Anbauern Heinrich Rott stand der Webstuhl selten still. Und da der Vater auf dem Feld und die Mutter am Webstuhl zu schaffen hatten, mußten Lienchen und Ferdinand, so klein sie waren, mit heran.

„Hast du schon Brennesseln für die Schweine geschnitten?“ „Du mußt noch die Kühe von der Weide holen!“ „Vergiß nicht, die Gänse auf den Anger zu treiben!“ So hatte schon der kleine Ferdinand seine Pflichten vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Fast war es eine Erleichterung für ihn, als es hieß: „Nach Ostern kommst du auf die Schule!“

Doch zuvor hatte der Kleine noch ein Erlebnis, das sich tief in seine junge Seele einprägte. Mit ehrfurchtsvoller Scheu hatte der kleine Ferdinand immer zu Pastor Brunken aufgeblickt. Wenn die Glocken läuteten, sah er den Pastor im schwarzen Talar aus dem Pfarrhaus treten und über die Dorfstraße zum hochgelegenen Kirchlein hinaufgehen. „Onkel Bimbam“ hatte der zweijährige Ferdinand den Pastor genannt. Später hatte ihn seine gottesfürchtige Mutter die ersten Gebete gelehrt. Und

wenn der Vater zur kargen Mahlzeit die Hände faltete, dann hatte der Kleine es den Großen nachgetan und darüber so nachgedacht, wie er es mit seinem Kinderverstand konnte. Wie stolz war er gewesen, als er selber zum ersten Mal ohne Stocken sein Abendgebet hersagen konnte: „Lieber Dott, mach mich fform, daß ich in'n Himmel tomm!“ Dann hatte die Mutter die Lampe ausgepustet. Doch im Dunkeln hatte Klein-Ferdinand noch über den lieben „Dott“ nachgedacht. Wo war der? Wie sah er wohl aus? Gesehen hatte er ihn doch noch nicht? Aber der Onkel „Paschtoor“! Der kam, wenn die Kirchglocken läuteten, der sah in seinem schwarzen „Taler“ so ganz anders aus als alle andern Leute. Und unversehens war dem kleinen Ferdinand der Onkel „Paschtoor“ zum lieben Gott geworden.

So war es denn gekommen: Wieder einmal war Sonntag, die Eltern hatten sich die guten Sachen angezogen und wollten zur Kirche gehen. Es läutete schon, und eben trat der Onkel „Paschtoor“ aus dem Pfarrhaus. Da stürzte Klein-Ferdinand ins Haus und rief: „Mutter, mach schnell! Der liebe Dott tommt schon!“

Es hatte ihn tief gekränkt, als die große Schwester Liene ihn auslachte. Bloß gut, daß die Mutter ihm noch unter der Tür sacht über das Haar gestrichen hatte! Was die dumme Liene nur zu Lachen hatte! Der Onkel Paschtoor war doch der liebe Gott! — Damals war Ferdinand drei Jahre alt gewesen; und nun, zwei Jahre später, war der Onkel Pastor tot. An einem trübkalten Wintertag war die Kunde

durch das Dorf gelaufen. Die Mutter hatte geweint, und der Vater hatte sehr ernst dreingeschaut. Dann hatte man den Onkel Pastor begraben. Nun ist alles aus, hatte der kleine Ferdinand gedacht, denn der liebe Gott ist tot.

Doch dann war ein neuer Pastor drüben im alten Pfarrhaus eingezogen. Und aus der „großen“ Stadt Alfeld war noch ein anderer Pastor gekommen, der den neuen in feierlichem Zuge zur Kirche geführt hatte. Der aus Alfeld mußte so eine Art „höherer“ Pastor gewesen sein, einer mit einem unaussprechlichen Namen, ein Super-in-ten-dent! Uff, war das ein schweres Wort!

Es war gut, daß der neue Pastor, der jetzt im Wetteborner Pfarrhaus wohnte, einen so lustigen Namen hatte. Er nannte sich Pastor Witzel. Und als der gute alte Kantor Obermann sagte: „Der Neue ist in Ordnung“, da freute sich Ferdinand auf die Schulzeit, die ihm nun bald bevorstand.

So trabte denn ein erwartungsvoll gespannter Bub mit Schiefertafel und Schwamm unter dem Arm nach dem Osterfest 1829 zum ersten Mal zur Schule.

## ALLES MUSS ANDERS WERDEN

„Und ich sage euch: Wenn wir nicht auch 'ne Revolutschon machen, kommen wir nich waater!“ Bauer Thormann schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es dröhnte. Einige Halbspänner nickköpften. Das machte Thormann noch hitziger. „Tschawoll, der Franzmann hat es uns vorgemacht. Im Dschulischon haben sie in Paris Revolutschon gemacht.“ Er sah sich wild um. „Mein Dschunge war heute in Lams-pringe. Dort s-tecken sie auch schon die Köppe tosammen und beraten, wie sie sich balde die drückenden Lasten vom Halse schaffen können.“ Er wies mit dem knochigen Zeigefinger seiner nervigen Bauernhand auf die drei Kotsassen, die etwas zur Seite saßen. „Habt ihr etwa Lusten, waaterhin den Zehnten zu geben? Sollen wir bis zum Jüngsten Tag etwa dem Adel die Herrendienstgelder berappen?“ Seine Stimme überschlug sich. „Und Latzins? Und Kloostergeld? Und den Zins an die königliche Domänenkammer?“

Einer der Anbauern sprang auf. „August hat recht! Und wie dschämmerlich geht es uns klaanen Leuten! Ich war auch in Lams-pringe, brachte mein Leinen zur Legge. Und da sagt doch der Leggenmaaster, als er mein Laanen nachgemessen und ab-

ges-tempelt hat, daß ich wieder zwei Groschen weniger bekomme!“ Er fuhr sich mit der Hand durch die Haare. „Wo soll das hinführen? frage ich. Nu haben sie gar wieder so'n neumodschen Kram entdeckt: Baumwolle! Soll da irgendwo bei den Menschenfressern auf Bäumen wachsen. Was kann so'n Zeug, das bei den Wilden wächst, schon taugen? Aber billig ist es, billig! Und dieser Dübelskroom verdirbt uns die ganzen Praase!“

Heinrich Rott hob die Hand. „Ihr habt alle recht, Nachbarn, aber nun seid mal ein büschen geduldig! König Georg ist tot, und König Wilhelm trägt erst seit wenigen Wochen die Krone von England und Hannover.“

„London ist waat vom Schuß, Haanrich!“ rief einer dazwischen. Doch Rott fuhr unerschüttert fort: „Derhalben hat dscha König Wilhelm auch saanen Bruder, den Herzog von Cambridge, zum Vicekönig von Hannover gemacht. Der wird schon dafür sorgen, daß wir die drückenden Lasten loswerden.“

„Und 'ne bessere Verfassung wollen wir!“ schrie ein Kötner.

„'ne Verfassung, wie sie die Franzmänner schon lange haben — und die Amerikaners!“

Tatsächlich sah es so aus, als solle es den geplagten Hannoveranern bald besser gehen. Schon im Jahre 1831 erließ der Vicekönig das Ablösungsgesetz, das viele Lasten aufhob. Und 1833 erhielt das Land eine neue Verfassung, die den einfachen Leuten manches Recht einräumte.

Ferdinand Rott, der ein heller Junge war, hörte mit offenem Mund zu, wenn der Vater über all diese Neuerungen daheim sprach. Er schwieg, wenn die Mutter Fragen dazu stellte oder auch Einwendungen machte. Doch er dachte nach über das, was er aus dem Gespräch der Eltern hörte.

„Wenn alle Lasten gefallen und alle Menschen frei sind, wird es keinen Hunger und keine Not mehr geben“, hatte der Vater gesagt. Die Mutter aber hatte den Kopf geschüttelt und leise erwidert: „Du irrst, Heinrich. Meinst du wirklich, daß die Welt durch Verfassungen oder Gesetze besser wird? Wenn die Menschen sich nicht ändern, bleibt alles beim alten.“ Das Spinnrad surrte so laut, daß Ferdinand den nächsten Satz nicht verstehen konnte. Doch dann, als die Mutter einen neuen Rocken aufsetzte, konnte er hören, wie sie noch sagte: „Wenn du die Welt ändern willst, Heinrich, mußt du die Menschen ändern.“

Lange hatte Ferdinand über diese Worte der Mutter nachgedacht. Die Menschen ändern! Konnte man das?

„Ich hab' dich heute beim Paschtoor angemeldet.“ Vater Rott konnte nicht weitersprechen, weil ein heftiger Hustenanfall seinen Körper schüttelte. „Heinrich, du mußt dich mehr schonen“, sagte Frau Rott, die hinter dem Webstuhl saß. Sie blickte besorgt zu ihrem Mann hinüber, dessen Gesicht so eingefallen aussah, trotz den roten Flecken, die auf seinen Wangen brannten. Caroline, die seit ihrer Konfirmation wie die Mutter am Webstuhl arbei-

tete, war aufgesprungen und half dem Vater in den altersschwachen Lehnstuhl.

„Mich schonen“, flüsterte Heinrich Rott, als sich der Husten endlich gelegt hatte. „Das sagst du so, und weißt doch selber, daß das nicht möglich ist. Ihr beide arbeitet den ganzen Tag und die halbe Nacht am Webstuhl. Wer soll da das Vieh versorgen und das Land bestellen?“ Sein Blick suchte Ferdinand, der sich an der Flachsbreche zu schaffen machte. „Übers Jahr, wenn der Junge die Schule hinter sich hat, werde ich es leichter haben.“

Er sah nicht, wie dem Jungen das Blut in die Wangen schoß. Was wußte der hartgeplagte, schwerkranke Mann schon von den heimlichen Gedanken seines Sohnes? Der Ferdinand kam in der Schule gut voran. Kantor Obermann lobte ihn als seinen besten Schüler. Nun, das nahm Vater Rott als etwas Selbstverständliches hin. Er hatte nichts dagegen, wenn Ferdinand beim Viehhüten die gedruckten Blätter las, die der Kantor ihm in die Hand gedrückt hatte. Nur ein einziges Mal hatte Vater Rott einen Blick darauf geworfen. „Missionsblätter?“ Er hatte den Kopf geschüttelt. „Mission ist eine gute Sache, Junge; aber für unsereinen kommt so was nicht in Frage. Wir haben nie das Geld, um dich auf die Hohe Schule zu schicken.“ Allein Ferdinand las weiter mit heißem Kopf die Berichte vom Missionsfeld, und bald wurde ihm auch das Herz warm darüber. Doch über seine Lippen kam nichts davon.

Auch Pastor Witzel, der die kleine Konfirmandenschar unterrichtete, ahnte nichts von Ferdinands

Wünschen. Für ihn war er ein Junge wie alle andern, wenn auch der Onkel und Gevatter dieses Ferdinand Rott sein Amtsbruder war. Nein, dieser Junge würde wohl zeitlebens Anbauer und Leineweber in Wetteborn bleiben! Freilich, Fragen stellen konnte dieser Junge, daß selbst einem Pastor die Antwort manchmal schwer fiel.

„Wie ist das eigentlich, wenn wir tot sind?“ war er einmal herausgeplatzt. Die anderen Kinder hatten verwundert aufgeschaut, so daß Ferdinand fast ärgerlich hinzugesetzt hatte: „Na ja, ich meine: Was ist mit uns, bis der Herr Jesus uns am Jüngsten Tage auferweckt?“

Pastor Witzel schüttelte den Kopf, wenn er an die hartnäckigen und bohrenden Fragen dieses Jungen dachte. Schade, daß er ein armer Anbauernsohn war! Ob man sich nicht mal mit dem Pastor in Oesselse, der ja Gevatter dieses Jungen war, in Verbindung setzen sollte? Aber dann hatte Pastor Witzel doch nicht an den Amtsbruder geschrieben. Es hatte ja ohnedies keinen Zweck. Auch der Pastor Brauns saß in seiner Gemeinde Oesselse nicht so im Speck, daß er seinen Schwestersonn hätte auf die Hohe Schule schicken können. Was für Reichtümer besaß ein Dorfpastor schon? Er bewirtschaftete recht und schlecht die Landwirtschaft, die zur Pfarre gehörte, und freute sich, wenn bei Taufen und Trauungen ein paar blanke Taler für ihn abfielen. Davon konnte der Amtsbruder in Oesselse bestimmt nicht neben den eigenen Kindern auch noch einen Patenjungen zur Lateinschule schicken!

## GLOCKEN LAUTEN

Es ließ sich nicht verheimlichen: mit Vater Rott wurde es zusehends schlimmer. Den Sommer über hatte er sich noch recht und schlecht „durchgekrö-pelt“, wie man in Wetteborn sagte. Doch als alle Arbeit auf dem Felde getan und die spärliche Ernte unter Dach und Fach war, nahmen seine Kräfte rasch ab. Er hatte es „auf der Lunge“, und kein Arzt konnte ihm helfen.

So kam das Weihnachtsfest 1836 heran. Sie waren alle in der alten, trauten Dorfkirche gewesen. Die Konfirmanden hatten das von Kantor Obermann eingeübte Krippenspiel gezeigt, und dann war man still heimgegangen, während die Weihnachtsglocken über die windschiefen Fachwerkgiebel des Dorfes hinweg sangen.

Nun saßen die Rotts in der Stube um den Ofen, in dem die dicken Buchenscheite knisterten und knackten. Vater Rott fröstelte trotz der Hitze, die der Ofen ausstrahlte, und er kroch ganz in sich zusammen. Ferdinand beugte sich mit heißen Wangen über einen Stoß Missionsblätter, die ihm sein Pate Pastor Brauns zu Weihnachten geschickt hatte. Palmen sah er und dunkelhäutige Menschen, finstere Götzenbilder und daneben Zaubermänner,

die unheimliche Beschwörungsformeln murmelten. Plötzlich fuhr er hoch: Was hatte da so eigenartig geklagt? Er schaute auf das verfallene Gesicht des Vaters und in die sorgenvollen Züge der Mutter. Und dann hörte er Lienchen flüstern: „Das Käuzchen!“ Ferdinand zog die Augenbrauen zusammen. Er dachte an den Aberglauben, der wissen will, daß das Käuzchen, das klagend ums Haus fliegt, den Menschen den Tod ansagt. Nun sah er der Mutter gerade in die Augen, als erwartete er von ihr ein zuversichtliches Wort. Wieder heulte es draußen: „Kiu - witt, kiu - witt!“ Lienchen schauderte, sie erinnerte sich, daß die Leute aus dem Ruf ein „Kumm mit! Kumm mit!“ heraushören. Und ihr ängstlicher Blick blieb an der zusammengesunkenen Gestalt des Vaters hängen.

„Morgen gehen wir zum Tisch des Herrn.“ Ferdinand atmete erleichtert auf. Wie fest und glaubensstark Mutter das gesagt hatte! Erst jetzt fiel ihm wieder ein, daß er ja tags zuvor beim Pastor gewesen war, um die Eltern und Lienchen zum Abendmahl anzumelden und den üblichen Beichtgroschen abzugeben.

Der Vater hatte den Kopf gehoben: „Schade, daß Ferdinand noch nicht mitgehen kann! Wenn er erst . . .“ Ein Hustenanfall ließ ihn nicht weiterprechen. Mutter Rott warf ihr Strickzeug auf den Stuhl und sprang hinzu, um den Kranken zu stützen. Ihr Herz setzte einen Schlag lang aus, als sie die dunkelroten Tupfen auf dem groben Taschentuch sah, das Heinrich Rott auf die Lippen preßte. Und in ihrer tiefsten Seele ahnte sie es: Wenn Fer-

dinand zum ersten Mal zum Tisch des Herrn geht, dann wird einer von uns fehlen.

Ihre Ahnung erfüllte sich rascher, als sie selber es gefürchtet hatte. Gleich nach Neujahr mußte Heinrich Rott sich zu Bett legen. Und als am 9. Januar Pastor Witzel zum Rottschen Hause eilte, da raunten sich's die Nachbarn hinter vorgehaltener Hand zu: „Haanrich Rott liegt im Sterben!“ Und sie sprachen leise davon, wie hart das für die Frau doch sei und für die Kinder. „Minsche, Minsche!“ flüsterte die Altmutter Bäre. „Erst vierundvierzig Johr und muß schon s-terben.“ Und Mutter Sander setzte kopfschüttelnd hinzu: „Und das noch vor der Konfirmatschon von dem Dschungen!“

Zwei Stunden später lief die alte „Totenfrau“ mit eiligen Trippelschritten von Haus zu Haus, um es den Nachbarn „anzusagen“. Und sie kamen alle, einer nach dem andern, um ihr Beileid auszusprechen, wie es sich geziemte. Und als es so weit war, daß Heinrich Rott seinen letzten Weg antrat, da trugen ihn die Nachbarn nach altem Brauch zum stillen Gottesacker hinauf. Kantor Obermann, dem die hellen Tränen über das verwitterte Gesicht liefen, sang mit den Konfirmanden vor dem Trauerzug her, und die Glocken dröhnten vom Kirchturm herab ihr ehernes Lied.

Ferdinand, der im Schmerz erstarrt neben der Mutter einherschritt, hob unwillkürlich den Kopf. Wie gut kannte er die Glocken! Wie oft hatte er sie schon als Konfirmand geläutet, zu Hochzeiten und Beerdigungen. Ganz deutlich sah er den Spruch vor sich, den die große trug: „Komet her to mi alle

de gi bemoet und beladen sint. Ik wil ju erquicken.“ Nur wenig hatte er sich dabei gedacht, wenn er diese Worte las, jetzt aber sprach die Glocke zu ihm, jetzt war er mühselig und beladen.

Sie waren am offenen Grabe angelangt. Die Männer zogen die Hüte, leise schwebte der Sarg in die Tiefe. Ferdinand stand zwischen Mutter und Schwester. Er fühlte ihre Arme zucken, spürte ihr unterdrücktes Schluchzen. Und in diesem Augenblick sah er auch die anderen Worte ganz dicht vor sich, die Worte, die auch auf der Glocke standen: „Verbum Domini manet in eternum.“ Deutlich, fast überdeutlich standen sie vor ihm. Und noch einmal war's ihm, als höre er Pastor Witzels Stimme, die ihm auf seine Frage, was diese Worte wohl bedeuteten, Auskunft gab: „Das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit!“ Was hatte der Pastor noch dazu gesagt? Ach so, daß es etwas fehlerhaftes Latein sei, aber die Leute, die im 16. Jahrhundert die Glocke gossen, hätten es eben nicht besser gewußt, und außerdem komme es ja nicht auf das richtige Latein an, sondern auf den rechten Glauben!

Wie aus einem Traum fuhr der Junge auf. Alles vergeht, alles! Der Vater, auf dessen Sarg eben die groben Lehmschollen polterten, die Mutter, deren zitternden Arm er preßte, die Schwester Lienchen, der alte Kantor Obermann und der rüstige Pastor Witzel: sie alle vergehen. Und er selbst auch! Aber Gottes Wort bleibt in Ewigkeit! —

Am 16. April des Jahres 1837 zog Ferdinand Rott mit den andern Konfirmanden vom Pfarrhaus zur

Kirche hinauf. Es war der Sonntag, der den Namen „Jubilate“ trägt, was auf gut Deutsch bedeutet: „Jubelt!“ Die Herzen der Kinder, die da zur Konfirmation schritten, jubelten; nur eines nicht. Dicht vor der Kirchtür warf Ferdinand einen raschen Blick zur Seite. Dort lag das Grab seines Vaters. Doch nun suchte sein Blick den Kirchturm, von dem die Glocken riefen „Jubilate!“. Und sein Herz wurde fest, als er an den Spruch dachte: „Komet her to mi alle de gi bemoet und beladen sint. Ik wil ju erquicken.“

Heute saßen sie nicht mehr auf der „Schulprieche“, wo sonst die Konfirmanden hingehörten; heute saßen sie unten im Kirchenschiff auf den vordersten Bänken. Ganz nah vor sich sah Ferdinand den holzgeschnitzten Taufengel, der an einem dünnen Seil über dem Taufbecken schwebte und das Spruchband in den Händen hielt „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ Auf dem Altar blinkte der große Silberkelch, und rechts und links von der kunstvoll geschnitzten Kanzel standen die Apostel Petrus und Paulus und blickten mit großen Augen über die Konfirmanden hin. Hoch über allem aber schwenkte Christus sieghaft seine Fahne. Galt das etwa diesem Konfirmanden, der jetzt aufgerufen wurde und zum Altar trat?

Daheim empfing er von der Mutter einen harten Brotnust. Dankbar drückte er ihr die Hand, verstand er doch, was diese alte Sitte sagen wollte: Daß du nie an Heimweh leidest! Doch er ahnte nicht, wie bald er diesen Segenswunsch benötigte.

## LEHRJAHRE

Seminarinspektor Seffer betrachtete abschätzend den jungen Mann, der da in straffer Haltung vor ihm saß. „Sie haben sich bei uns als Lehramtskandidat beworben, Herr Rott.“ Der Inspektor blätterte in den Papieren auf seinem Schreibtisch. Jetzt schien er gefunden zu haben, was er suchte: „Ah, hier!“ Leise murmelnd überflog er die Blätter. „Ferdinand Rott, geboren in Wetteborn, dort auch noch wohnhaft, Leineweber . . .“ Der alte Herr hob den Kopf. „Sie sind Leineweber, junger Freund; weshalb wollen Sie jetzt Lehrer werden?“ „Es war schon lange mein Wunsch, Herr Inspektor. Seit meiner Konfirmation nahm ich Privatunterricht bei unserem verehrungswürdigen Kantor Obermann. In den letzten Jahren durfte ich ihm beim Unterricht helfen.“

„Ihr Streben ist sehr aner kennenswert, mein Lieber, doch wie ist es um Ihre familiären Verhältnisse bestellt?“

„Ich habe noch meine Mutter und meine Schwester, Herr Inspektor.“ Rott fing den fragenden Blick auf und erklärte: „Für beide ist gesorgt! Ich war bereits hier in Alfeld beim Notar, um mich zu erkundigen. Ich will das Haus meiner Mutter über-

schreiben lassen und den Anteil, der mir zusteht, meiner Schwester.“

Der Seminarinspektor blickte nachdenklich durch die schmalen, hohen Fenster. Fesselte ihn das Spiel der Kinder dort auf dem Platz vor der alten Nikolaikirche? Es dauerte lange, bis er sich wieder hören ließ. „Es ist im Augenblick kein Platz bei uns frei.“ Er zuckte bedauernd die Schultern. „Die jungen Leute drängen sich geradezu zum Seminar, Zeichen der Zeit — die Not ist groß, und jeder versucht, in ein sicheres Amt zu kommen.“ Er erhob sich und gab damit zu verstehen, daß er den jungen Mann zu verabschieden wünschte. „Vielleicht über's Jahr! Wenn Sie sich bis dahin weiter bei Herrn Kantor Obermann fleißig Vorbildern lassen.“

Mit trüben Gedanken schritt Ferdinand durch die enge Gasse, die den seltsamen Namen „Winde“ führte. Als er zu dem von hohen Fachwerkgiebeln umrahmten Alfelder Marktplatz kam, da war es ihm, als lächelten die holzgeschnitzten Figuren an den alten Portalen höhnisch auf ihn herab. Wie sollte er jemals Missionar werden? Hatte nicht des Vaters früher Tod alle Hoffnungen zerstört? Konnte, ja durfte Ferdinand seine Mutter und Schwester schutzlos daheim lassen?

Wenn er schon nicht Missionar werden konnte, so hatte er doch wenigstens als Lehrer und Kantor Gottes Wort verkünden wollen. Und nun war auch dieser Traum in weite Ferne gerückt.

Unwillkürlich machte Ferdinand beim Markt-

platz entschlossen kehrt und stieg mit langen Schritten die Winzenburger Straße hinauf. Er wollte so schnell wie möglich nach Hause.

Es war noch ein weiter Weg, den er vor sich hatte. Ohne nach rechts oder links zu sehen, eilte Ferdinand durch das Dörfchen Hörsum, das sich dicht hinter Alfeld an den Berghang schmiegt. Er nahm auch die Schönheit des lang hingestreckten Tales nicht wahr, das sich vor ihm breitete, nachdem er die Höhe überstiegen hatte. Erst als er den Eisumer Bach überquerte, fand er in die Wirklichkeit zurück. Dort links lag das „Paradies“, in dem die Quellen „Adam“ und „Eva“ entsprangen. „Teufelskirche“ hieß im Volksmund der Berg, der dahinter steil emporstieg und von dem Kantor Obermann in der Schule erzählt hatte, daß sein Name wohl noch aus der Heidenzeit stamme. Und hatte nicht gar am Apenteich, der dort links zu Füßen der Ruine Winzenburg glitzerte, einst ein heidnisches Heiligtum gestanden?

Während Ferdinand eilig am Amtshaus Winzenburg vorübermarschierte, wanderten seine Gedanken weit in die alte Zeit zurück. Auch hierzulande hatte man früher Quellgeister und heilige Bäume verehrt, bis dann die ersten Sendboten des Evangeliums erschienen waren. Aber noch gab es draußen in weiten Teilen der Welt Heidentum und Götzendienst —.

Auf der letzten Höhe vor Wetteborn machte Ferdinand halt. Nun befand er sich schon in der Gemarkung des Heimatdorfes. Freilich, von Wetteborn selbst war nur die Kirchturmspitze zu sehen,

die eben noch über den Bergrücken schaute, der das Dorf gegen die Nordwestwinde schützte.

Noch eine gute Viertelstunde, dann war er daheim.

Selbst nach Wetteborn war schon die Kunde gedrungen, daß man in England sogenannte Dampfeisenbahnen gebaut hatte, mit denen man schneller reisen konnte als mit einem Pferdewagen. Doch vorläufig rollten noch die von Pferden gezogenen Planwagen über die uralte Handelsstraße, die von Einbeck her nach Alfeld und dann weiter in die große Ebene des Nordens führte. Und wer gar von Wetteborn aus eine Reise antreten wollte, der mußte sogar auf die hochrädige Postkutsche verzichten und wohl oder übel auf Schusters Rappen den Weg unter die Füße nehmen. Von Wetteborn bis nach Oesselse mögen es über fünfzig Kilometer Weges sein — oder, wie man damals rechnete, an die sieben Meilen. Ferdinand besaß keine Siebenmeilenstiefel, mit denen er diese Strecke in einem Schritt hätte bewältigen können. So kam es, daß er noch vor Tau und Tag von Mutter und Schwester Abschied nahm, um den Onkel in Oesselse aufzusuchen.

„Wenn du bei dem wackeren Kantor Obermann nichts mehr dazulernen kannst, dann komm zu mir“, hatte der Pate Pastor Brauns geschrieben.

„Ich will Dich gern auf das Lehrerseminar vorbereiten, damit das Wartejahr nicht ungenutzt verstreicht.“

Der Weg bis Alfeld bot Ferdinand nichts Neues. Doch dann tat sich das Leinetal vor ihm auf. Zur

Rechten erhoben sich sieben Berge. Wie gewaltige, zu Stein erstarrte Wellen standen sie vor dem blauen Frühsommerhimmel. Ein Dörfchen schmiegte sich zwischen Höhe und Tal. Der Schäfer, dessen Herde in der grünen Leinemasch weidete, gab Auskunft: „Dat is Brüggén!“ Ferdinand horchte auf. Brüggén? Hatte hier nicht Otto der Große die niedersächsischen Reiter versammelt, als er sich zum Heerzug gegen die Ungarn rüstete? Natürlich, Kantor Obermann hatte davon erzählt, wie das Heer dann in Eilmärschen nach Süden geeilt war und die vom Raubzug heimkehrenden Ungarn auf dem Lechfeld bei Augsburg gestellt und geschlagen hatte. Das war im Jahre 955 gewesen. Und plötzlich sah Ferdinands lebhafter Geist die weiten Wiesen der Gronauer Talmulde mit Scharen von Pferden bedeckt, mit Reitern in schimmernden Kettenhemden und Sturmhauben; Fähnlein flatterten, und Hörner schmetterten. Der sächsische Heerbann sammelte sich zum Ungarnkrieg!

Im Städtchen Gronau fand Ferdinand ein Obdach für die Nacht und tags darauf — die Berge hatten schon längst der weiten Ebene Platz gemacht — sah er den Kirchturm von Oesselse vor sich.

Wie schnell ein Jahr vergeht! Ehe es sich Ferdinand versah, klang das Dengeln der Sensen durch das stille Dorf Oesselse. Dann kam der Herbst, und die Dreschflügel dröhnten im Takt auf den Tennen. Bald fiel der erste Schnee. Pate Brauns hatte den Neffen in Privatstunden weitergebildet und ihm

auch Gelegenheit gegeben, in der Schule Lehrerfahrungen zu sammeln.

So war der Winter herangekommen. Dichter Nebel lag über der weiten Ebene. Es war recht unfreundlich draußen, doch um so gemütlicher war es im Studierstübchen von Pastor Brauns. Im Ofen bullerten die dicken Buchenscheite, und die Petroleumlampe goß ihr anheimelndes Licht über die Gesichter der beiden Männer, die ganz in ihre Beschäftigungen vertieft waren.

Der Pastor saß an seiner Sonntagspredigt, Ferdinand aber las in den Baseler Missionsblättern einen Aufsatz, in dem es um die Fragen ging: Wer eignet sich zum Missionar? Welche Vorbildung ist nötig? Was muß ein Missionar alles wissen, wenn er hinaus zu den Heiden zieht?

Jetzt hatte Ferdinand seine Lektüre beendet. Er hob das Gesicht und sah zu seinem Patenonkel hinüber, der gerade die Gänsekielfeder aus der Hand legte.

„Onkel, kann ich nicht Missionar werden?“

Ein Lächeln huschte über des Pastors Gesicht, ehe er antwortete: „Als ich dir diese Blätter in die Hand gab, verfolgte ich damit eine geheime Absicht.“

Ferdinand beugte sich vor und fragte gespannt: „Du möchtest also, daß ich Missionar werde?“

„Richtig geraten!“

Ferdinand war aufgesprungen und begann, mit langen Schritten im Zimmer auf und ab zu wandern. Zuerst kamen seine Worte noch stockend, doch dann sprach er offen und frei: Daß es schon

immer sein innigster Wunsch gewesen sei, als Missionar zu den Heiden zu gehen; seit seiner Konfirmationszeit, ja schon viel früher, als er die Missionsnachrichten las, die ihm Kantor Obermann in die Hand drückte.

„Und ich wäre schon längst als Prediger in Afrika oder Indien“, schloß er, „wenn Vater nicht gestorben wäre, wenn ich nicht zunächst hätte für Mutter und Schwester sorgen müssen!“

„Was nicht ist, das kann noch werden“, sagte Pate Brauns schmunzelnd.

Noch am gleichen Abend schrieb Pastor Brauns nach Barmen an die Rheinische Mission, und wenige Wochen später war es ausgemachte Sache, daß Ferdinand im Frühjahr nach Barmen wandern sollte, um sich dort als Missionar ausbilden zu lassen.

Am 4. März 1845 nahm Ferdinand von seinem Onkel Abschied. Im Ranzen befand sich neben den Dingen, die er für die wochenlange Wanderung benötigte, auch ein Brief, den ihm Pate Brauns an den Missionsinspektor in Barmen mitgegeben hatte:

„Geliebter Bruder!

Ich habe Ferdinand Rott auf scharfe Probe gestellt. Er hat müssen einen Theil des Fürstentums durchreisen und die Missionsfreunde besuchen.“

Ja, Pate Brauns hatte es Ferdinand nicht leicht gemacht. Er hatte ihm erklärt: „Wenn du Missionar werden willst, dann mußt du dich beizeiten auf ein unstetes Leben einstellen. Am besten fängst du

gleich damit an!“ Und so hatte er ihn trotz Winter, Schnee und Nässe auf die Wanderschaft geschickt. „Besuche die Missionsfreunde hier in der Heimat! Dann wirst du erkennen, daß die Mission ein weit größeres Gebiet umfaßt, als du bisher geglaubt hast.“

So hatte Ferdinand Rott auf dieser Wanderung, die ihn durch die Dörfer des Hildesheimer und Braunschweigischen Landes führte, ein Bild davon bekommen, daß Mission draußen nur möglich ist, wenn daheim sich Menschen finden, die Opfer bringen und für die Arbeit draußen die Hände falten.

## IM TAL DER BRAUNEN WUPPER

Barmen war zunächst eine große Enttäuschung. Das Missionshaus, das Ferdinand sich in seinen Gedanken als einen von fremdländischer Romantik umwitterten Bau vorgestellt hatte, erwies sich als ein ziemlich schmuckloser Kasten. Der Arbeitstag lief nach eintönig strenger Regel ab.

In aller Frühe wurden die jungen Leute geweckt, dann nahm man im Saal gemeinsam das Frühstück ein, um sich anschließend auf die Schulbank zu setzen und zu lernen. Das wurde Ferdinand, der ja nur eine Dorfschule besucht hatte, recht sauer. Sollte er denn sein ganzes Leben lang nur immer wieder lernen?

Dann kam die Zeit, daß er als „Missions-Aspirant“ in die benachbarten Schulen entsandt wurde, um dort die Kinder zu unterrichten.

In seinem selbstgeschriebenen Lebenslauf, den er für das Examen einreichen mußte, machte sich noch einmal seine ganze Enttäuschung Luft: Immer nur warten und immer neue Trübsale in dieser Wartezeit!

Wer einmal nach Barmen kommt, kann dort bei der Rheinischen Missions-Gesellschaft in dem von Rott eigenhändig geschriebenen Bericht über seine

Jugend- und Ausbildungszeit nachlesen. Am Schluß dieses „Lebenslaufs“ wird ihm dann deutlich werden, daß Ferdinand Rott letzten Endes doch noch begriffen hat, weshalb ihn Gott so lange hat warten lassen: „Obwohl mir der Herr den Missionstrieb in die Seele gegeben hatte, so konnte er mich doch so, wie ich hier in Barmen ankam, nicht gebrauchen, denn ich war ein unbekehrter Mensch, obgleich ich damals glaubte, ich sei bekehrt gewesen.“

Die Wartezeit hatte ihn erkennen lassen: Es kommt nicht darauf an, was du dir zutraust; entscheidend ist, was du Gott zutraust! Gott alles, einfach alles zutrauen, das heißt, ein bekehrter Mensch sein. Weil Ferdinand Rott dies jetzt gelernt hatte, darum schrieb er am Ende seines Lebenslaufes: „Ja, der Herr Jesus hat Großes an mir gethan. Deß bin ich fröhlich.“ Datiert ist dieser Lebenslauf vom 19. August 1851.

Gott alles zutrauen! Nicht nur, daß er uns in unserem eigenen Leben führt; auch, daß er uns die Menschen zuführt, die uns glücklich machen. Auch das hatte Ferdinand inzwischen erfahren.

Unter den Brüdern, die sich in Barmen auf den Missionarsberuf vorbereiteten, hatte er manchen lieben Freund gefunden, doch besondere Zuneigung empfand er für Georg Krönlein. Nach und nach hatte Ferdinand so manches aus dem Leben Georgs erfahren. Elternhaus und Geschwister des Freundes waren ihm, wenn auch nur vom Hörensagen, wohlbekannt. Und doch überraschte es ihn,

als Georg ihn zu Beginn der Sommerferien einlud. „Für dich ist die Reise in die Heimat zu weit, aber wenn du mich begleiten wolltest, so würden meine Geschwister sich bestimmt darüber freuen!“

„Nach Würzburg, wo du daheim bist, ist es ja noch viel weiter“, sagte Ferdinand und lachte.

Doch Georg belehrte ihn: „Ich will meinen Bruder besuchen, der in Gladbach lebt.“

„Ah, hier im Bergischen Land?“

„Gewiß, und in zwei Tagen schaffen wir den Weg.“

Doch Ferdinand hatte noch immer Bedenken:

„Hat dein Bruder Familie?“ Er sah, wie ein Schatten über Georgs Gesicht flog.

„Die Frau meines Bruders war lange Jahre krank und ist vor einiger Zeit gestorben. Doch du brauchst nicht zu befürchten, daß wir ungelegen kommen. Meine Schwester Maria betreut den Haushalt und die beiden Kinder meiner verstorbenen Schwägerin.“

So kam es, daß Ferdinand Rott in Gladbach Maria Krönlein begegnete, die dort als Pflegemutter treu ihres Amtes waltete. Sie war eben achtzehn Jahre alt geworden, und Ferdinand dachte, als er sie zum ersten Mal sah: Wie kann dieses Mädchen einen verwaisten Haushalt leiten? Doch bald mußte er einsehen, daß er sie gewaltig unterschätzt hatte.

Bisher hatte Ferdinand Rott immer gemeint, nur sein Leben sei voller Widerwärtigkeiten und Hindernisse gewesen. Aus den Gesprächen der Geschwister Krönlein wurde ihm aber deutlich, daß auch diese lieben Menschen viel Schweres hatten durchmachen müssen.

„Meinem älteren Bruder Michael erging es genau wie dir“, erzählte Georg Krönlein. „Er wollte Missionar werden und bereitete sich bereits in Basel auf seine Aufgabe vor. Da starb mein Vater an Typhus — es war im Jahre 1834 —, und Michael mußte heimkehren, um unser Geschäft in Würzburg zu leiten. Erst Jahre später, als unser jüngster Bruder herangewachsen war und das Geschäft übernehmen konnte, setzte Michael seine Studien — übrigens hier in Barmen — bis zum Ende fort.“

„Ist er jetzt als Missionar draußen?“ fragte Rott eifrig.

Georg schüttelte den Kopf: „Mein Bruder Michael wirkt als Pfarrer in Amerika.“

Die schweren Jahre, die dem Tod des Vaters folgten und in denen die Mutter an den Folgen der Typhuserkrankungen dahinsiechte, hatten auch Marias Gesundheit untergraben. Erst später hatte sich Mutter Krönlein erholen können, Maria aber blieb ein zartes und für Krankheiten anfälliges Kind, das erst gegen Ende der Schulzeit zu Kräften kam. Sie war selber noch ein halbes Kind, als sie nach Naurod in Nassau reisen mußte, um dort ihre schwerkranke Schwester zu pflegen und deren großen Haushalt zu versorgen. Aber gerade diese harte Zeit wurde für sie eine Segenszeit. „Hier war es“, so schrieb sie später in einem ihrer Briefe, „daß der Herr sein Gnadenwerk an mir begann. Selbst noch der Leitung bedürftig, sollte ich bei fünf Kindern und den Dienstboten die Stelle der Hausmutter vertreten. Ich sah bald ein, daß meine

Kräfte dazu nicht ausreichten, und so wurde ich ins Gebet getrieben.“

Das Examen war bestanden; Ferdinand Rott war von der Leitung der Rheinischen Mission für die Arbeit in Borneo ausersehen worden. Noch im Herbst des Jahres 1851 sollte er die Reise dorthin antreten.

Rott wußte, daß auf Borneo eine schwere Aufgabe auf ihn wartete. Erst 1836 hatte die Rheinische Mission auf dieser großen Sunda-Insel zu arbeiten begonnen. Da die ersten Missionare freundlich aufgenommen worden waren, hatte man gehofft, gute Fortschritte erzielen zu können. Doch bald machten die Mohammedaner, die Borneo als ihr Missionsfeld betrachteten, größere Schwierigkeiten, so daß die Rheinischen Missionare sich mit ihrer Predigt zunächst nur an die in den Städten wohnenden Chinesen wenden konnten.

Eine kühne Erkundungsreise hatte ergeben, daß sich undurchdringliche Sumpfwälder zwischen den mächtigen Flüssen hinzogen, die aus dem unbekanntem Inland zur Küste strömen. Wege oder gar Straßen fehlten völlig, und so bildeten die zahlreichen Flußläufe die einzige Möglichkeit, um in diese feuchtheiße, dichte Wildnis einzudringen. So hatte man die ersten kleinen Missionsstationen im Inland errichten können. Mittelpunkt der jungen Mission war Bandjarmasin, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, die von einem mohammedanischen Sultan regiert wurde. Drei Wege boten sich von hier aus für den Vorstoß ins Innere des

Landes an: Der Barito, an dem Bandjarmasin lag, der Kapuas und der Kajahan.

Diese drei Ströme bildeten mit ihren vielfach verästelten Nebenarmen ein wahres Labyrinth, in dem sich nur der Landeskundige zurechtfinden konnte. Zwar nannten sich die Holländer Herren des Landes, aber ihre Macht reichte damals kaum über die Städte an der Küste hinaus. Im Innern regierte der Sultan, oder — und das war besonders in den weiten Sumpfwäldern der Fall — ein jeder tat, was er wollte.

Was wußte man in Deutschland von diesem wilden Land? Die meisten kannten Borneo kaum dem Namen nach. Nur die Missionsleute wußten, daß die Eingeborenen, unter denen die Rheinische Mission wirkte, sich „Dajak“ nannten. Ihre Sitten und Bräuche waren selbst den Missionaren noch fremd, galt es doch zunächst einmal, überhaupt erst die Dajaksprache zu erlernen, um diese Menschen zu verstehen und ihnen dann die Frohe Botschaft der Bibel in ihrer Sprache verkündigen zu können.

In dieses heiße Sumpfland im Süden der großen Insel Borneo sollte nun Ferdinand Rott reisen. Maria Krönlein hatte davon schon durch ihren Bruder Georg gehört. Wie erstaunt war sie aber, als eines Tages ein Brief in Gladbach eintraf, in dem Ferdinand Rott sie kurz und bündig fragte, ob sie seine Frau werden und ihm in das wilde Heidenland folgen wolle! Sie mochte ihn gern, diesen jungen Mann, der so vielen Widerwärtigkeiten zum Trotz doch Missionar geworden war. Aber ihn als Missionsfrau in die Wildnis begleiten? Das

wollte nun doch sehr ernsthaft überlegt sein. Nur überlegt? Wer Maria Krönlein kannte, der wußte, daß sie den für ihr weiteres Leben entscheidenden Schritt nicht nur überlegte, sondern daß sie zuerst einmal Gott in heißen Gebeten bat, ihr doch den rechten Weg zu zeigen.

Lange wartete Rott vergebens auf Antwort. Erst kurz vor seiner Ausreise traf in Barmen ein Brief ein, der die zierlichen Züge von Marias Handschrift trug. Ja, sie war bereit, als Ferdinands Frau zu den Heiden zu gehen; und um für die große und schwere Aufgabe recht gerüstet zu sein, wollte sie so bald wie möglich nach Barmen kommen und sich dort bei der Rheinischen Mission vorbereiten lassen.

„Schade, daß wir nicht zusammen reisen können“, schrieb Ferdinand in seinem dankbaren Antwortbrief. „Doch die Brüder draußen warten auf mich, ich muß mit dem nächsten Schiff fahren, das Rotterdam mit Kurs auf die Sunda-Inseln verläßt.“ Tatsächlich schwamm Ferdinand schon auf dem weiten Meer, als Maria in Barmen eintraf.

Vielleicht ist es ganz gut, dachte er, daß ich die ersten Monate allein auf Borneo bin. Ich muß ja erst das Land und die Menschen dort kennenlernen. Wenn Maria kommt, dann werde ich schon wissen, wo wir uns niederlassen und unsere Missionsstation bauen sollen. Und dann werden wir gemeinsam an die Aufgabe gehen, die Gott für uns dort bereithält.

## ... GEHT DIE FAHRT WEIT ÜBER'S MEER

Das Wiedersehen sollte jedoch länger auf sich warten lassen, als Ferdinand gemeint hatte. Erst im Frühjahr 1853 bot sich für Maria eine Gelegenheit zur Ausreise. Man konnte ja ein junges Mädchen, das noch nicht einmal zwanzig Jahre alt war, nicht aufs Geratewohl in die weite Welt hinausschicken. Bruder v. Rhoden, der als theologischer Lehrer in Barmen wirkte, ließ es sich nicht nehmen, Maria bis nach Düsseldorf zu geleiten, wo sie ihren in Gladbach wohnenden Bruder traf und von ihm Abschied nahm.

„Hast du es dir auch wirklich recht überlegt?“ fragte ihr Bruder, als sie sich an der Laufplanke, die zum Rheinschiff führte, zum letzten Mal die Hand reichten. „Vielleicht sehen wir uns nie wieder?“

Maria blickte ihm offen in die Augen und erwiderte: „Vielleicht hier auf Erden nicht, Bruder; gewiß aber vor Gottes Angesicht. Mein Leben steht in seiner Hand, auch dort bei den Wilden.“

Das Schiff trug Maria auf dem Rhein bis zur holländischen Stadt Arnheim. Dort ging Maria von Bord und bestieg die Bahn, die damals schon Arnheim mit Amsterdam verband. Doch die „Am-

boina“, auf der für Maria ein Platz belegt war, hatte noch nicht alle Ladung an Bord genommen. Der Kapitän zuckte die Schultern, als Maria bei ihm vorsprach. „Ich kann den Tag der Ausreise noch nicht bestimmen. Wir warten noch auf Ladung für Batavia.“

Kurz entschlossen nahm Maria Wohnung bei einem frommen Buchhändler, der die Rheinische Mission kannte, und nutzte die ihr auferlegte Wartezeit, um die holländische Sprache zu erlernen.

Eines Tages klopfte ihr Gastgeber an ihre Tür. „Ein Herr ist da, der Sie gern gesprochen hätte.“ Der Fremde war nicht allein, er führte ein kleines Mädchen an der Hand. Nachdem er sich vorgestellt hatte, deutete er auf das Kind, das sich verschüchtert an ihn schmiegte. „Tjits hat Vater und Mutter verloren. Sie hat keine Angehörigen mehr, nur eine Schwester, die in Batavia verheiratet ist.“ „Und nun soll die Kleine zu ihrer Schwester fahren?“ fragte Maria mitleidig.

„Sie haben es erraten, mein Fräulein. Ich selber kann mich aber für so lange Zeit nicht freimachen, doch hörte ich, daß Sie über Batavia reisen. Und weil Sie Missionarsfrau werden wollen, dachte ich, daß ich Ihnen die Kleine . . .“

„Sie können sie mir anvertrauen“, sagte Maria und beugte sich zu dem Kind, um es auf den Arm zu nehmen. „Tjits heißt du? Was für ein schöner Name! Und zu deiner großen Schwester willst du? Oh, das wird für uns beide eine schöne Reise werden, nicht wahr?“

So kam es, daß Maria nicht mutterseelenallein an der Reling stand, als die „Amboina“ am 1. Mai 1853 die Anker lichtete. Sie hatte die kleine Tjits auf dem Arm, und beide winkten mit ihren Taschentüchern den Menschen zu, die da am Amsterdamer Kai standen und die Hüte schwenkten.

Wer heute nach den Sunda-Inseln reist und es eilig hat, der steigt in eines der großen Verkehrsflugzeuge. In zwei, spätestens drei Tagen ist er am Ziel. Der Segler „Amboina“ aber, den Maria und Tjits benutzten, brauchte volle drei Monate, um Batavia zu erreichen. Wie eine Mutter umsorgte Maria die kleine Tjits, die bald der erklärte Liebling aller alten „Seebären“ war. Wie viel Neues gab es zu sehen und zu erleben: Das endlose Meer, das sich im Kanal und in der Biskaya recht ungebärdig zeigte, dann aber, als sie die Zone der windstillen Kalmen erreichten, träge lag wie flüssiges Blei; Tümmeler, die vor dem Bug des Schiffes spielten, und fliegende Fische, die wie kleine Silberschwalben blitzend über die Wellen segelten. Und dann die fremden Inseln und Länder! Ein von weißen Wolken gekrönter Riesenberg stand fern am Horizont.

„Der Pico de Teyde“, erklärte der holländische Steuermann, der zu ihnen getreten war und der kleinen Tjits über das blonde Haar strich. „Ein mächtiger Vulkanberg ist das.“

„Auf der Insel Tenerifa, nicht wahr?“ fiel Maria Krönlein ein, die sich an die Geographiestunde erinnerte, in der von den Kanarischen Inseln die Rede gewesen war.

Dann wieder war wochenlang nichts als das blaue Meer rings um sie her. Maria, die den Kurs des Schiffes mit ihrem Taschenkompaß verfolgt hatte, fragte den Steuermann: „Warum segeln wir so weit nach Westen? Halten wir jetzt nicht direkt auf Südamerika zu?“

Der bärtige Seebär nickte. „Sie haben recht, Fräulein Krönlein. Doch das ist nun einmal der Segelkurs.“ Er zog sie in das Kartenhaus und zeigte ihr eine Karte, auf der nicht nur die Meeresströmungen, sondern auch die vorherrschenden Winde verzeichnet waren. „Sehen Sie, wir kommen jetzt in das Gebiet des Südost-Passates. Wollten wir direkt auf Kapstadt zuhalten, dann müßten wir dauernd gegen den Wind ankreuzen. Darum gehen wir jetzt auf Südwestkurs, der uns dicht an die Küste Brasiliens bringt. Erst später, wenn wir aus dem Gebiet des Passates heraus sind, gehen wir auf Ostkurs.“

Maria zeigte auf eine Linie und sagte: „Und hier — etwa beim 30. Breitengrad — kommen wir in eine Zone westlicher Winde?“

Der Steuermann nickte. „Ja, dort beginnt die Westwinddrift. Hielten wir noch weiter nach Süd, dann kämen wir in die ‚Roaring Forties‘, in die ‚stürmischen Vierziger‘. Man nennt diese Zone so, weil südlich des vierzigsten Breitengrades die Westwinde fast das ganze Jahr hindurch mit Sturmstärke dahinheulen. Nun, Sie werden diese stürmische Westwinddrift vielleicht noch am Kap der Guten Hoffnung kennenlernen.“

Kapstadt war der erste Hafen, den die „Amboina“

anlief. Die Tage, an denen Ladung gelöscht wurde, benutzte Maria, um mit Tjits einige Landausflüge zu unternehmen. Doch bald wurden wieder die Anker gelichtet, und nun nahm das Schiff Kurs auf Ceylon. Die ersten Tage brachten, wie der Steuermann vorausgesagt hatte, harten Wind und grobe See. Doch sobald man das Kap umsegelt hatte und in der Höhe von Port Elizabeth im Indischen Ozean stand, wurde das Wetter besser. Die hohen Berge Madagaskars zogen in der Ferne vorbei, und nun trieb der Segler mit rauschender Bugwelle vor dem Südwest-Monsun dahin.

Das nächste Ziel war Ceylon. Wie staunte die kleine Tjits, als sie die riesigen Elefanten sah, die mit ihrem Rüssel Baumstämme trugen. Und dann die vielen braunen Menschen und das bunte Gewimmel in den Straßen der Stadt Colombo! Auch Maria Krönlein konnte sich an dem farbenprächtigen Bild nicht satt sehen, und es fiel ihr recht schwer, wieder auf das enge Segelschiff zurückzugehen.

Woche um Woche ging eintönig dahin, und ringsum war nur die blaue Weite des Indischen Ozeans. Schließlich tauchte aus dem Dunst die gewaltige, von hohen Vulkankegeln gekrönte Gebirgskette Sumatras auf. Davor streckte sich eine niedrige, dunkelgrüne Inselgruppe. „Die Mentawai-Inseln“, erklärte der Steuermann, als Maria ihn danach fragte. Der eintönigen Seefahrt müde, schaute sie lange zu den Inseln hinüber, doch sie ahnte nicht, daß gerade auf diesen Inseln die Rheinische Mission noch mit großem Segen arbeiten sollte.

Immer dichter hielt der Segler auf das Land zu, bis sich auch an Steuerbord voraus Bergspitzen über den Horizont schoben. „Wir laufen jetzt durch die Sundastraße“, berichtete der Steuermann, der die kleine Tjits auf seine starken Arme genommen hatte. Er wies mit einer knappen Kopfbewegung nach links, wo man die Küste immer deutlicher sehen konnte. „Das da ist die Südspitze der riesengroßen Insel Sumatra. Siehst du das Inselchen dort? Es heißt Krakatau.“

Tjits mußte lachen.

„Ja, das ist ein merkwürdiger Name“, meinte der Seebär. „Krakatau! Wie kann man nur so heißen, nicht wahr? Aber du wirst noch mehr staunen, wenn ich dir sage, daß das eine alte Vulkaninsel ist.“

„Aber jetzt brennt dort kein Feuer mehr in der Erde, nicht wahr?“

„Nein, du brauchst keine Angst zu haben“, beruhigte sie der Steuermann. „Der Vulkan Krakatau ist längst erloschen, der tut keinem Menschen mehr etwas zuleide.“ Wie konnte der Steuermann auch wissen, daß dieser nach Meinung der Menschen längst tote Vulkan drei Jahrzehnte später bei einem gewaltigen Ausbruch vielen Tausend Menschen den Tod bringen sollte!

Im Jahre 1883, als Steuermann Jans längst unter dem grünen Rasen hinter dem Deich von Vlissingen lag, erwachte der Krakatau zu neuer Tätigkeit: Der alte Vulkankegel Rakata wurde durch eine furchbare Explosion in die Luft geblasen. Eine Flutwelle von sechsunddreißig Metern Höhe

schäumte über das Meer dahin, brandete an die Küsten und riß alles hinweg, was sie erfassen konnte. Bis nach Indien und Madagaskar war der Donner dieses Vulkanausbruchs zu hören, und die Flutwelle lief rund um die Erde, so daß sie selbst noch an der Küste Frankreichs zu erkennen war. Doch in den ersten Augusttagen des Jahres 1853, als die „Amboina“ mit Maria Krönlein an Bord durch die Sundastraße fuhr, da lag die von Kokospalmen umkränzte Küste wie ein friedliches Paradies vor den Augen der Reisenden.

## VON BATAVIA NACH BANDJERMASIN

Erwartungsvoll stand Maria mit der kleinen Tjits an der Reling, als die „Amboina“ in den Hafen von Batavia einlief. Jetzt waren die Gesichter der Menschen, die dort am Uferkai standen und dem Schiff zuwinkten, deutlich erkennbar, doch vergebens suchte Maria nach ihrem Verlobten. Ferdinand Rott war nirgends zu sehen.

Tjits schrie auf: „Meine Schwester! Dort!“ und zeigte auf eine weißgekleidete Frau, die neben einem Herrn mit einem riesigen Tropenhelm stand. Und nun hatte auch die Dame das kleine Mädchen entdeckt. Sie zog ihren Mann zu der Stelle, wo einige braune Eingeborene dabei waren, die Gangway auf das Schiff hinaufzuschieben.

Und dann flog Tjits schluchzend in die Arme ihrer großen Schwester. Etwas ratlos hatte Maria der Begrüßung zugesehen. Wo blieb nur Ferdinand Rott? Tjits riß Maria aus dem Grübeln. „Dies hier ist Tante Maria!“ Und schon hatte die Kleine ihre „Tante“ Maria am Ärmel gepackt und zu ihrer Schwester gezogen.

„Sie haben sich so nett meiner kleinen Schwester angenommen“, sagte die Dame. „Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen dafür danken soll?“

„Sie sehen so enttäuscht aus“, mischte sich der Herr ins Gespräch. „Gefällt Ihnen Batavia nicht?“

„Ich vermisse meinen Verlobten“, erwiderte Maria, „er wollte mich hier abholen.“

Rasch war alles geklärt: daß sie als Missionarsfrau unterwegs nach Bandjarmasin sei und daß sie ihrem Verlobten geschrieben und ihn gebeten hätte, sie hier in Batavia abzuholen, und daß sie nun nicht wußte, was tun.

„Nun wissen wir jedenfalls, wie wir uns bei Fräulein Krönlein bedanken können“, sagte Tjits Onkel und wandte sich an seine Frau: „Sie wird bei uns wohnen, bis Herr Rott kommt, um seine Braut auf seine Missionsstation heimzuholen.“ Als er sah, daß Maria etwas erwidern wollte, winkte er lachend ab. „Nichts da, kleines Fräulein! Bitte kein Wenn und Aber! Ihr Verlobter wird Ihren Brief noch nicht bekommen haben. Und wenn er Ihren Brief endlich erhält, dann muß er erst ein Schiff suchen, das ihn hierher nach Batavia bringt. Es kann noch Tage und Wochen dauern, bis er kommt. So lange aber wird es uns eine Freude sein, Sie als Gast in unserem Hause zu haben.“

Niemand freute sich über diese Regelung mehr als die kleine Tjits, die ihre „Tante Maria“ so ins Herz geschlossen hatte und sie am liebsten gar nicht wieder hergeben wollte.

Der Monat August verging, ohne daß eine Nachricht von Ferdinand Rott eintraf. War er krank geworden? Hatten ihn die wilden Kopfbjäger von Borneo gar erschlagen? Maria konnte nur warten und für ihn beten.

Endlich, am 6. September, meldete der malaiische Diener: „Ein weißer Tuan ist gekommen!“

Und nun stand Maria ihrem Verlobten gegenüber. Wie lange war es her, daß sie sich gesehen hatten? Fast zwei Jahre! Und in Gladbach war das gewesen. Jetzt aber befanden sie sich in Batavia, auf der anderen Seite der Erdkugel.

Sie waren übergücklich. Wieviel gab es zu erzählen und zu berichten! Ja, es war schon so, wie Tjits' Onkel vermutet hatte: Erst vor wenigen Tagen war Marias Brief in Bandjarmasin eingetroffen, und dann hatte Ferdinand sich nochmals Tage gedulden müssen, bis er endlich eine malaiische Frau fand, die nach Batavia in See ging. Nun war er endlich da, jetzt war alles gut.

Der holländische Beamte, den sie am nächsten Tage aufsuchten, zuckte bedauernd die Schultern. „Es tut mir sehr leid, Herr Rott, aber ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen.“ Er blätterte in den Pässen, die vor ihm auf dem Schreibtisch lagen. „Sie sind noch nicht volljährig, Fräulein Krönlein. Sie werden im kommenden Monat erst zwanzig Jahre. Das holländische Gesetz schreibt in diesem Falle vor . . .“ Und nun verlas er eine Reihe von Vorschriften, bei denen die Gesichter der Verlobten immer länger wurden.

„Sie können uns also nicht trauen?“ fragte Rott, als der Beamte ihn endlich wieder zu Wort kommen ließ.

„Wie ich schon sagte, es tut mir leid“, erwiderte der Holländer, „aber ich kann Ihre Eheschließung

nicht vollziehen, es sei denn, Sie legten mir alle Bescheinigungen vor, die bei der Eheschließung zwischen Ausländern und besonders mit einer Minderjährigen nach holländischem Gesetz vorgeschrieben sind.“

„Es würde Monate dauern, bis wir diese Bescheinigungen, aus Deutschland beigebracht hätten.“

Der Beamte hob bedauernd die Schultern. Man merkte es ihm an, daß er Mitleid hatte mit dem Brautpaar, das da so ratlos vor ihm stand. Endlich räusperte er sich. „Was ich Ihnen jetzt sage, Herr Rott, entspricht nicht ganz unseren Gesetzen. Aber vielleicht hilft es Ihnen und Ihrem Fräulein Braut weiter. Sie sind doch in Bandjarmasin Missionar. Es gibt dort noch andere deutsche Missionare — äh, wie wäre es, wenn Sie sich von einem Ihrer Missionsfreunde auf Borneo trauen ließen?“

Rott atmete auf. „Ich danke Ihnen für Ihren Rat! Sie haben recht: Die Missionsfreunde kennen mich und meine Braut persönlich; sie wissen, daß mich meine Braut mit Einverständnis ihres Vormundes heiratet. Sie können daher mit gutem Gewissen unsere Trauung vollziehen.“ Er drückte dem Holländer die Hand. „Haben Sie Dank für Ihr Verständnis! Wir werden ihren Rat befolgen.“

„Und nun so schnell wie möglich nach Bandjarmasin!“ sagte Ferdinand, als er mit Maria das holländische Regierungsgebäude verließ. Doch das war leichter gesagt als getan. Rott mußte lange im Hafen von Batavia herumlaufen, bis er endlich einen kleinen Segler auftrieb, der in den nächsten Tagen mit Kurs auf Bandjarmasin in See gehen sollte.

Als der nach arabischer Art gebaute Segler am 15. September seine Leinen loswarf und die Mattensegel hißte, sah Maria etwas bang in die Zukunft. Das Schiff war so klein und altmodisch — und dann erst die Mannschaft: der Kapitän ein Halbblut-Araber, die Matrosen ohne Ausnahme Malaien. Sie alle, der Kapitän, der braune Steuermann und die wildblickenden Matrosen waren Mohammedaner, bei denen die Christen als „Ungläubige“ galten. Und tatsächlich fing Maria mehr als einen feindseligen Blick auf, wenn sie sich an Deck zeigte. Am liebsten hätte sie sich in der kleinen Kajüte verkrochen, doch sie nahm allen Mut zusammen und ließ nichts von ihrer Besorgnis merken.

Es war ein heißer Tag gewesen; schlaff klatschten die Segelmatten gegen den Mast. In der Ferne standen Gewitterwolken. Es lag etwas wie drohendes Unheil in der stillen, heißen Luft. Maria hatte es in der schwülen Kajüte nicht ausgehalten. Jetzt stand sie neben Ferdinand an der Reling und blickte über die träge, bleigraue See. Plötzlich packte sie den Arm ihres Verlobten: „Dort! Was ist das?“

Nicht weit vor ihnen wuchs eine Säule aus dem Wasser empor, die wie ein wirbelnder und sich windender Schlauch höher und höher stieg. Nun senkte sich auch aus der schwarzen Wolke, die wie ein riesiger Trichter aussah — oben breit, nach unten aber spitz zulaufend —, ein dunkler Schlauch herab. Jetzt trafen sich die Wirbel. Fast sah es aus, als reiche aus der unheimlichen Wolke ein mächtiger Rüssel bis zum Meere hinab.

Ferdinand spürte, wie Marias Hand zitterte. „Eine Wasserhose“, sagte er gelassen, als sei das, was sich da vor ihnen abspielte, gar nichts Besonderes.

„Eine Wasserhose?“ stammelte Maria. „Auf einem brachliegenden Ackerstück daheim sah ich einmal eine Windhose“, flüsterte sie. „Ein Windwirbel war das, der Staub, Blätter und Grashalme emporzog und in die Höhe wirbelte. Aber das hier —“

„Keine Bange!“ versuchte Ferdinand sie zu beruhigen. „Eine Wasserhose ist nichts anderes als solch ein Windwirbel, nur daß eben hier das Wasser von dem saugenden Wirbel in die Höhe gerissen wird. Na ja, und ein bißchen größer als die Windhose ist sie natürlich auch.“

Bei allem gespielten Gleichmut konnte Ferdinand nicht gänzlich verhindern, daß seine Stimme schwankte. Ein bißchen größer nur? Rott wußte genau, welch furchtbare Gewalt diese Wasserhosen der tropischen Meere entfalten können. Hatte er nicht in Bandjarmasin erst vor wenigen Wochen gehört, daß so ein Wirbel ein Eingeborenenboot samt seiner Besatzung in die Höhe gerissen und dann auf das Meer niedergeschmettert hatte? Keiner von den Männern war mit dem Leben davongekommen. Nur die anderen, die das Unglück aus der Ferne beobachtet hatten, konnten berichten, wie es zugegangen war.

Vorsichtig schaute Rott sich um. Der Kapitän stand mit zusammengepreßten Lippen neben dem Steuermann und sah unter gerunzelten Augenbrauen zu dem unheilbringenden Wirbel hinüber. Die Matrosen aber lagen auf dem Deck und hielten

die Stirnen gegen die Planken gepreßt. Und nun hörte Rott auch die Stimme des Vorbeters: „... verschone uns, Allah, vor dem Teufel!“ Sie beteten. Und Rott hörte weiter: „Und wenn du uns zürnst, Allah, weil wir diese Christenhunde an Bord nahmen, dann zerschmettere sie im Wirbel des Windes, uns aber sei barmherzig, weil wir dich anrufen im Namen deines heiligen Propheten Mohammed!“ Der Mann am Steuer konnte seinen Posten nicht verlassen, um sich wie die anderen mit dem Gesicht nach Mekka auf die Decksplanken zu werfen. Aber er betete mit, das sah Rott. Und nun traf den Missionar ein Zornesblitz aus den Schlitzaugen des Malaien.

Rott spürte, daß sein eigenes Leben und das seiner Braut in diesem Augenblick nur an einem Faden hing. An einem Faden? In Gottes Händen lag es! Und da faltete auch Rott die Hände und betete.

Ein Aufatmen ging durch das Schiff, und aufblickend sah Rott, wie die mächtige Wassersäule, die schon ganz nah gewesen war, in sich zusammenbrach. Unten, da wo sie aus dem Meer herausgewachsen war, riß sie ab. In schraubendem Sog quirlte das Wasser hoch über ihnen; doch hier unten war nichts mehr zu spüren. Und nun kam ein Rauschen aus der Höhe, wie ein Wolkenbruch prasselte es aus der Schwarzen Wolke herab, doch das Wasser, das ihnen über die Gesichter lief, schmeckte salzig. Nein, das war kein Regenguß, der Wirbel spie das Meereswasser, das er eben noch emporgesogen hatte, wieder aus.

„Allah sei Dank, der uns gerettet hat aus dem

Rachen des Verderbens!“ jubelte der Vorbeter. Doch Rott bemerkte sehr wohl den haßerfüllten Blick, mit dem er das Christenpaar bedachte.

„Gott sei Dank“, kam es nun auch von Marias bleichen Lippen, „er hat uns bewahrt in dieser Gefahr.“

Ferdinand nickte nur stumm, doch im Herzen dachte er: Gut, daß du nicht ahnst, wie nah der Tod uns war, nicht nur der Tod durch den Wirbel, auch der von Menschenhand! Wenige Minuten später hatte er sich wieder so weit gefaßt, daß er sagen konnte: „Beinah hätten wir deinen zwanzigsten Geburtstag nicht feiern können!“

Maria, deren Gedanken noch immer bei der eben überstandenen Gefahr weilten, sah ihn verständnislos an. Doch Ferdinand drohte lächelnd mit dem Finger. „Morgen haben wir den 10. Oktober, und da wird, wenn ich nicht irre, meine kleine Maria zwanzig Jahre alt!“

Es wurde ein sehr stiller Geburtstag. Gäste ließen auf sich warten. Erst kurz vor Sonnenuntergang flatterte ein Vogel herbei und ließ sich ganz in Marias Nähe auf der Reling nieder.

„Wenigstens ein Gast ist doch zum Gratulieren gekommen“, rief Maria und zeigte auf den Vogel, der umständlich sein Gefieder putzte, ganz, als wolle er sich noch geburtstagsfein machen.

Rott betrachtete das Tier aufmerksam und sagte dann: „Mir scheint, dieser Gratulant will uns noch eine andere Botschaft bringen. Er will uns sagen, daß das Land nicht mehr fern ist!“

„Verstehst du denn die Sprache der Vögel?“

„Das nicht“, erwiderte Ferdinand, „aber dieser Vogel da ist ein Landbewohner, kein Seevogel, und daher sagt mir mein Verstand, daß wir unser Ziel wohl bald erreichen werden.“

Er rief dem Mann am Steuer ein paar für Maria unverständliche Worte zu, und der Malaie gab mürrisch Antwort. „Übermorgen werden wir in Bandjarmasin sein“, übersetzte Ferdinand.

„Übermorgen!“ flüsterte Maria.

„Ja, übermorgen“, wiederholte Rott, „übermorgen wird — geheiratet, und dann geht es nach Palingkau an die Missionsarbeit!“

## IN PALINGKAU

Die ölbeschmierten Rücken der sechzehn Ruderer glänzten im Sonnenschein. Im Takt schwangen die Körper vor und zurück, an den Paddeln blitzten die Tropfen. Unter einem Laubdach, das am Achterende des Bootes errichtet war, saßen Ferdinand und Maria.

„So habe ich mir meine Hochzeitsreise nicht vorgestellt“, sagte Maria. „Wann werden wir die Missionsstation erreichen?“

„Übermorgen gegen Abend.“

Ein Schwarm Wasservögel flog kreischend vor dem Boot auf. Maria folgte ihnen mit den Augen und fragte dann: „Palingkau war doch der Name der Station?“

Ferdinand nickte. „Palingkau heißt sie und liegt am Pulopetakfluß.“

„Pu-lo-pe-tak, o Ferdinand, bis ich die Sprache dieser Menschen verstehe, wird wohl noch eine geraume Zeit vergehen!“ sagte Maria seufzend. „Übrigens scheinen sie nicht gar so wild zu sein.“ Sie wies mit dem Kopf auf den Vormann, der dicht bei ihnen stand und mit seinem Paddel das Boot steuerte. „Einen Kopffjäger habe ich mir jedenfalls anders vorgestellt.“

„Aber Vorsicht ist immer geboten“, erwiderte Rott. Maria streifte ihn mit einem raschen Blick. „Du scheinst schon schlechte Erfahrungen gemacht zu haben?“ forschte sie.

Ferdinand überlegte kurz, doch dann sagte er sich: Besser, sie weiß, wie gefährlich das Leben hier ist! „Es ist noch kein Jahr her, ich war damals in Maratowo. Eines Abends arbeitete ich noch in meinem Studierstübchen, als ich plötzlich einen eigentümlichen Duft wahrnahm und gleichzeitig unter mir Stimmen flüstern hörte. Du hast ja schon gesehen, daß alle Häuser hier auf Pfählen stehen. In dem Raum unter mir, also zwischen den Pfählen, mußten sich Menschen befinden. Durch den Fußboden aus dünnen Latten und Flechtwerk konnte ich nun auch leises Knistern hören.“

„Ah, man wollte dein Haus anstecken!“

„Schlimmer, meine Liebe, die Dajak kennen Kräuter, die einen betäubenden Duft verbreiten, wenn man sie verbrennt. Bruder Denninger, der die Station Maratowo leitet, hatte mir schon davon erzählt. Die Räuber schleichen sich unter ein Haus und brennen dort, wenn die Bewohner schlafen, ihr heimtückisches Räucherwerk ab. Liegen alle Hausbewohner in tiefer Betäubung, dann schneiden die Banditen ein Loch in den Fußboden und rauben nach Herzenslust.“

„Ein Glück, daß du noch nicht schiefst!“

„Ja, ich ergriff sogleich einen derben Knüppel und sprang aus dem Haus. Aber die Burschen waren schneller als ich, und ich konnte sie nicht mehr erwischen.“

„Das ist ja noch einmal gut gegangen!“ Maria atmete auf, doch Ferdinand wehrte ab: „Oh, die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Ein paar Tage später versuchten sie bei Christian Denninger ihr Glück. Der aber hatte seine Doppelflinte zur Hand und sprang damit zum Haus hinaus. Es wäre ihm trotzdem beinahe schlecht ergangen; denn das Gewehr versagte beim ersten Schuß. Die Banditen waren drauf und dran, mit Messern und Lanzen auf ihn einzudringen, als es Christian gelang, den zweiten Lauf abzufeuern. Da ließen sie von ihm ab und suchten ihr Heil in der Flucht. Aber sie liefen uns geradenwegs in die Arme und wurden auch von meinen Leuten mit Schüssen empfangen.“ Maria schüttelte betrübt den Kopf. „Da kommen wir nun zu diesen Menschen, um ihnen die frohe Botschaft zu bringen, und müssen uns mit Waffengewalt der Mörder erwehren!“

„Nicht alle Dajak sind Banditen“, sagte Ferdinand. „Gerade bei diesem nächtlichen Gefecht erwiesen sich unsere Stationsleute als treu.“

„Aber die Mörder waren auch Dajak?“

„Gewiß, aber sie kamen, wie wir dann feststellen konnten, aus Banua Lima, das im Lande des mohammedanischen Sultans liegt, drei Tagesmärsche von Maratowo entfernt.“

„Ihr habt die Räuber ermitteln können?“

„Erst lange Zeit später sickerte die Nachricht durch, daß Kratikutir, der Häuptling von Banua Lima, an einer Schußwunde krank darniederliege und einer seiner wütesten Kumpane, ein Mann namens Daun, spurlos verschwunden sei. Gerüchte

besagten dann, daß dieser Daun auf dem Rückmarsch seiner Verwundung erlegen und von seinen Raubgesellen im Urwald begraben worden sei.“

Auf der Missionsstation Palingkau wurde das junge Paar von Missionar Hardeland herzlich empfangen. Hardeland war froh, seinen Mitarbeiter Rott wieder bei sich zu haben, denn er selber hatte kaum Zeit, sich um die Gemeinde zu kümmern, da er damit beschäftigt war, die Bibel in die Dajaksprache zu übersetzen.

Auch für Maria gab es unendlich viel zu tun. In einem Brief berichtete sie ihren Lieben daheim: „Da ging es nun wieder für mich ans Lernen, nicht nur des indischen Haushalts, sondern besonders der fremden Sprache. Bald saß ich unter meinen Hausmädchen, lehrend und noch mehr lernend; die ersten Schwierigkeiten hatte ich bald überwunden mit Hilfe meines Mannes, der sich die Mühe nicht verdrießen ließ, mich abends für den nächsten Tag vorzubereiten.“

Trotzdem war es für Maria nicht leicht, sich in die Lebensweise und Denkart der Dajak einzufühlen. Es war hier ja alles so anders als daheim: das Volk der Dajak zerfiel in unzählige Einzelstämme, die jeweils von einem Häuptling, dem Tommonggong, angeführt wurden. Alle Familien, die über einen größeren Besitz verfügten, zählten zum Adel. Weit zahlreicher war aber der Stand derer, „die selbst essen“; zu diesen rechnete man die Familien, die gerade so viel besaßen, daß sie davon leben konnten. Bei fast allen Stämmen gehörten aber zwei

Drittel des Volkes zu den „olo papa belom“, zu denen, „die schlecht leben“. Glücklicher war unter diesen noch der zu nennen, dessen Schuld hundert Gulden nicht überstieg. Er blieb nämlich ein freier Mann, sofern es ihm gelang, seine Schulden abzuarbeiten. Aber wehe ihm, wenn seine Schuld noch höher anstieg! Dann sank er in den Stand der „Djipen“ hinab und mußte seinem Gläubiger als Leibeigener dienen. Da der Schuldherr über seinen Djipen frei verfügen konnte, mußte dieser es sich gefallen lassen, wenn der Schuldherr ihn an den ersten besten verkaufte, der des Djipen Schulden übernahm. Als einzige Hoffnung für einen Djipen blieb nur, daß er sich durch besonders fleißige Arbeit einmal freikaufen konnte. Auch hatte der Djipen nach dem Dajakrecht die Möglichkeit, seinen Dienstherrn zu wechseln, sofern er einen anderen wohlhabenden Mann fand, der bereit war, seine Schuld bei dem bisherigen Dienstherrn abzulösen. Schon Missionar Hardeland hatte erkannt, daß die Mission unter den Djipen eine Möglichkeit hatte, kleine Gemeinden zu gründen. Freilich, Geld war dazu nötig! Besaß man genügend Geld, dann konnte man ganze Familien loskaufen, die in Leibeigenschaft geraten waren. Sie gehörten dann nach dem Recht der Dajak dem, der sie erworben hatte, also in diesem Fall dem Missionar. So fand Ferdinand Rott, als er nach Palingkau kam, dort schon eine von Hardeland gegründete Djipenkolonie vor. Diese „Pandelinge“, wie die Holländer die „Pfändlinge“ nannten, wohnten in der Nähe der Station im Kampong, einem eigenen Dorf.

„Das sind also unsere Leibeigenen?“ fragte Maria, als Ferdinand ihr den Kampong zeigte.

„Nach dajakischem Recht sind sie unsere Leibeigenen“, antwortete Ferdinand, „nach dem Gesetz Christi aber sind sie unsere Brüder. Diese Pandelinge haben es bei uns weit besser als bei ihren früheren Herren. Wir behandeln sie mit Güte und geben ihnen Gelegenheit, so bald wie möglich ihre Schuld abzutragen.“

Ferdinand zeigte auf eine Frau, die mit mehreren halbwüchsigen Jungen den Weg heraufkam. „Schau, das ist die Witwe Siti. Als wir sie loskauften, belief sich ihre Schuld auf mehr als zweihundert Taler. Da sie aber fleißig ist und auch ihre vier Söhne zur Arbeit anhält, ist es ihr schon gelungen, einen Teil der Schulden abzutragen.“

Er winkte die Frau herbei. „Nun, Siti, wollt ihr auf den Acker gehen?“ Die mit Arbeitsgeräten beladenen Jungen standen scheu beiseite, bis Ferdinand sie heranrief. „Der große hier heißt Sandan; er ist bald so stark wie ein Mann.“ Er klopfte dem Burschen auf die muskulöse Schulter. „Und dieser hier heißt Undjong. Undjong und seine Brüder Eteng und Manjong besuchen fleißig unsere Schule. Siti, du kannst auf deine Söhne stolz sein!“

„Hat sie auch Töchter?“ erkundigte sich Maria.

„Sie hat eine Tochter, die Udjan genannt wird“, gab Ferdinand Auskunft. „Udjan wird gewiß zu Hause sein und im Haushalt arbeiten.“

Nachdenklich sah Maria der Witwe nach, die mit ihren Söhnen jetzt weiterging. „Wieviel Taler schuldet sie denn noch der Mission?“

„Genau kann ich dir das im Augenblick nicht sagen“, erwiderte Ferdinand, „doch mögen es noch etwa 160 Taler sein.“

„Und wie tilgen diese Leute ihre Schuld?“

„Sie arbeiten in jeder Woche zwei Tage für die Mission. Der Lohn wird genau gebucht und auf die Schuldsomme angerechnet, so daß es fleißigen Familien durchaus möglich ist, sich in ein oder zwei Jahren freizuarbeiten.“

„Und was geschieht dann mit ihnen?“

„Ein Teil zieht wieder zu seinem Stamm und verfällt wieder in den alten Trott. Die bessern aber bleiben auch als freie Menschen bei uns und bilden den Kern der jungen Christengemeinde. Doch selbst wenn sie ins alte Heidenleben zurückkehren, so haben sie doch in der Pandelingkolonie etwas vom Evangelium gehört. Denn in unserer Pandelingsordnung heißt es: ‚Sämtliche Pandelinge sind gehalten, der Predigt beizuwohnen‘ und weiter ‚Alle Lernfähigen sind verpflichtet, sich zu dem Lese-, Schreib- und Katechumenenunterricht einzufinden.‘“

„Wieviele Pandelinge haben wir den augenblicklich“, fragte Maria und suchte mit einem raschen Blick die Zahl der Häuser abzuschätzen.

„Es leben jetzt an dreihundert Pandelinge auf unseren Stationen“, erwiderte Ferdinand. „Hier in Palingkau betreue ich zur Zeit etwas über hundertfünfzig Pandelinge.“ Er seufzte. „Ich weiß, das ist erst ein Anfang. Wieviele dieser Unglücklichen könnten wir freimachen, wenn wir nur mehr Geld besäßen!“

## EIN TIWA

Ferdinand Rott, der ja selber aus einem Bauerndorf stammte, gab sich große Mühe, seinen Dajak bessere Lebensmöglichkeiten zu zeigen. Gewiß, auch daheim in Wetteborn hatte der Bauer harte Arbeit leisten müssen. Wie mühselig aber war hier das Leben der Dajak! Da die Dajak ihre Felder weder düngen noch pflügen, sind die Äcker schon nach drei oder vier Jahren so erschöpft, daß sie nichts mehr hergeben. Dann bleibt nichts anderes übrig, als ein Stück Urwald niederzubrennen und das durch die Asche gedüngte Neuland in Arbeit zu nehmen. Wenige Jahre später ist auch dieses erschöpft, so daß man abermals frisches Ackerland durch Brandrodung gewinnen muß. Auf diese Weise fressen sich die bestellten Felder immer tiefer in den Urwald hinein. So kommt es, daß im Laufe der Zeit der Anmarschweg immer größer wird. Manche Leute in Palingkau mußten vier oder gar fünf Stunden weit laufen, um zu ihrem Ackerland zu gelangen. Da zogen sie es vor, während der Bestellungszeit in kleinen Laubhütten gleich auf dem Feld zu kampieren. Darunter litt das Familienleben, die Schule und Kirche konnte aber fast gar nicht besucht werden.

Diese umständliche Wirtschaftsweise der Dajak machte auch dem Missionar die Arbeit schwer.

„Die üblichen Morgen- und Abendandachten ruhen zwar nicht“, berichtete Rott nach Barmen, „beschränken sich aber auf die Pandelinge, die noch im Kampong weilen. Die draußen auf den Feldern leben, bleiben jedoch nicht ganz ohne Gottes Wort. In jeder Familie sind mehrere, die lesen können. Und da unsere Dajak die gute Gewohnheit haben, daß sie, wenn sie auf mehrere Tage das Haus verlassen, auch ihre Bücher mit sich führen, so nehmen sie diese auch mit auf ihre Reisfelder und lesen sich in den Ruhepausen etwas daraus vor.“

Jetzt zeigte sich, wie gut es war, daß Missionar Hardeland die Bibel in die Dajaksprache übersetzt hatte. Jetzt wurde auch deutlich, wie richtig es gewesen war, daß man die Pandelinge zum Besuch der Schule angehalten hatte.

Doch auch Ferdinand Rott war nicht müßig. Draußen im Reisbaugbiet waren zwei kleine Kirchen errichtet worden. Wenn nun die Arbeit auf den Feldern in vollem Gange war und alle arbeitsfähigen Pandelinge draußen lebten, dann marschierte Rott am Sonntag in aller Frühe los, hielt erst in der einen und dann — zwei Stunden später — in der anderen Kirche einen Gottesdienst. Zwischen beiden Gottesdiensten lag ein Fußmarsch von anderthalb Stunden. An jedem dritten Sonntag aber mußten sich alle in den Reisfeldern tätigen Pandelinge in der Missionsstation zum Gottesdienst einfinden.

„Es fängt an zu dämmern“, konnte Rott nach Hause berichten, „besonders unter der Jugend. Der größte Teil der Jugend ist fertig mit dem Götzendienst. Mehrere Schüler sind gekommen und haben um die Taufe gebeten. Sollte Gott nicht aus diesem Fünklein ein großes Feuer machen können?“

Vom Dorf her schallte eintöniges Getrommel zum Missionshaus herrüber.

„Was ist denn nur los?“ fragte Maria beunruhigt. „Sei unbesorgt“, erwiderte Ferdinand, „sie feiern heute nur ein Tiwa.“

„Ein Tiwa? Was ist denn das schon wieder?“

„Willst du es dir einmal ansehen? Ich muß dich jedoch schon darauf vorbereiten, daß es bei einem Tiwa recht scheußlich zugeht.“

Doch Marias Wißbegier war nun einmal geweckt, sie wollte sich das „Tiwa“ nicht entgehen lassen. Am Kampong vorbei, wo die Pandelinge wohnten, erreichten sie das Dajakdorf, das hart am Ufer des Pulopetak lag. Schon von weitem hörten sie das Getümmel, und dann, als sie im Dorf angekommen waren, sahen sie sich einem schreienden und wild tanzenden Volkshaufen gegenüber.

„Bawak ist gestorben“, erklärte ein Dajak, an den sich Rott gewandt hatte. „Nun feiern wir sein Tiwa.“ Vor einer Hütte lag der Tote. Man hatte ihm allen Schmuck umgehängt, auf den erloschenen Augen lagen zwei holländische Talerstücke.

„Was bedeutet denn die Reisschale auf des Toten Brust?“ erkundigte sich Maria.

„Wegzehrung für die Seele!“ flüsterte Ferdinand.

Und dann erklärte er Maria den Sinn der heidnischen Totenfeier. „Die Seele hat es nach Meinung der Dajak nach dem Tode des Menschen sehr schwer. Sie hat einen weiten und steilen Weg vor sich. Gerade dort aber, wo dieser Weg am schmalsten und kein Ausweichen nach rechts oder links möglich ist, gerade dort lauert der böse Geist Kukung ihr auf, um sie mit seinem scharfen Speer zu töten. Mit ihm hat sie einen heißen Kampf zu bestehen. Ihr dabei Mut zu machen, das ist der Sinn all dieses Lärmens und Treibens.“

„Und wie lange dauert dieses Tiwa?“

„Du wirst die ganze Nacht hindurch die Trauertrommel hören“, erwiderte Ferdinand. „Sieben Tage und Nächte halten dann die Verwandten die Totenwache, und am Ende wird ein Gelage gefeiert, bei dem sie alle bis zum Umfallen — fressen und saufen.“

„Und dann ist endlich Ruhe?“

„Durchaus nicht!“ widersprach Ferdinand. „Mit dem großen Gelage wird noch lange nicht die Ankunft der Seele im Himmel gefeiert. Dazu ist noch das große, das eigentliche Tiwa nötig, das für die Angehörigen des Toten ein Vermögen kostet und sie oft in solche Schulden stürzt, daß sie sich als Pandelinge verdingen müssen.

Dann wird eine große Prau den Fluß hinuntergeschickt, um auf Pulolaut Büffel zu kaufen. Während die Prau noch unterwegs ist, geht das Pali — so nennen sie hier ihre Feste — schon munter an. Unter dem donnernden Dröhnen großer und kleiner Kupfertrommeln werden Schweine und Hüh-

ner geschlachtet, und nebenher beginnt auch das unmäßige Zechgelage. Mit einem lebenden Huhn in der Hand tanzt der Zauberer durch die Reihen der Gäste, zerreißt schließlich das zuckende Huhn mit bloßen Händen und bespritzt die Festteilnehmer mit dem Blut des Tieres. Kommt aber die Kunde, daß die Prau mit den Büffeln naht, dann holt man sie mit großem Gepränge ein, und nun hebt das Pali erst richtig an: Unter andauerndem Schmausen und Zechen wird der Sandong — ein großer Kasten in Gestalt eines Dajakhauses — angefertigt, der den Sarg aufnehmen soll. Andere Männer sind damit beschäftigt, die Hampatong zu schnitzen, das sind Holzbilder von Sklaven und Sklavinnen, die der Seele des Toten im Jenseits dienen sollen. Und endlich wird dann der Sarg mit der meist schon verwesenen Leiche im Sandong beigesetzt, wobei der Zauberer einen Büffel als Opfer darbringt. Es kommt nämlich darauf an, den guten Geist Tempon Tellon freundlich zu stimmen, damit er sich der Seele schützend annimmt und sie auf seinem Totenschiff zu der ‚goldenen Grenzstadt der Seelen‘ führt. Nachdem dann der Sandong mit dem darin befindlichen Sarg im Fluß auf einem Gestell aus Eisenholzpfählen aufgepflanzt worden ist, werden noch die restlichen Büffel geschlachtet und ihre Seelen durch den Zauberer dem Toten nachgeschickt, damit auch die Seele des Verstorbenen noch etwas zu schmausen hat. Das Fest endet meist damit, daß alle Teilnehmer sinnlos betrunken umherliegen.“

Maria schüttelte sich vor Abscheu, doch Ferdinand

sagte: „Früher trieben sie es noch toller und opfer-ten sogar Menschen, damit deren Seelen dem Toten im Jenseits dienten. Man nahm entweder Pandelinge oder erschlug den erstbesten Fremden, den man im Wald traf, schnitt ihm den Kopf ab und steckte diesen als Hampatong neben dem Sandong auf einen hohen Pfahl. Hier in unserer Gegend haben die Holländer diesen Scheußlichkeiten ein Ende bereitet. Doch droben am Oberlauf des Kapuas ist es noch heute so, daß zu einem richtigen Tiwa auch ein Menschenopfer gehört: Man kauft ein paar junge Frauen, treibt sie auf den Festplatz und tötet sie dort mit Speerstichen. Die abgeschlagenen Köpfe werden dann auf Stangen gesteckt, um die man singend tanzt.“

„Das ist ja entsetzlich“, stöhnte Maria. „Was sind diese Dajak nur für gräßliche Menschen!“

Doch Ferdinand schüttelte den Kopf und sagte: „Vergiß nicht, daß alle diese Greuel aus ihrem heidnischen Glauben herrühren. Es ist die Furcht vor den Geistern, die den Dajak zu solch scheußlichen Opfern treibt. Sein Leben lang zittert er vor den Geistern; es graut ihn, wenn er nachts durch den Wald geht oder auch am Tag im Boot auf einem einsamen Fluß dahinfährt. Der Dajak bebt vor einem Blatt, das im Winde raschelt. Schauerliche Geschichten raunen sich die Eingeborenen vom greulichen Geist Kambe zu, der am Urwaldpfade lauert, um den einsamen Wanderer zu vernichten. Wenn die Dajak ihr ganzes Leben hindurch so vor den bösen Geistern zittern, wie sollten sie sich da nicht erst recht vor den Totengeistern fürchten?“

## AUF NACH TANGGOHAN

„Wie gesagt, Mijnher Rott, ich glaube, daß Sie der rechte Mann sind, um in der Landschaft Mentangei den Anfang zu machen.“ Der holländische Beamte lehnte sich in seinen Korbsessel zurück und sah Ferdinand erwartungsvoll an.

„Sie meinen also wirklich, die Zeit sei reif, auch in Mentangei eine Station zu gründen?“ Rott schien von dem Plan des Holländers nicht sonderlich angetan zu sein. Doch der Kolonialbeamte, dem die hellblonden Haarsträhnen in die schweißüberströmte Stirn fielen, lächelte nur. „Gewiß, Mijnher! Unsere Regierung freut sich über die Fortschritte der Rheinischen Mission. Von Jahr zu Jahr wird deutlicher, daß die Dajak durch die Mission Frieden und Wohlstand finden. Die holländische Verwaltung wird darum alles tun, um Sie auch bei der Gründung einer neuen Station in Mentangei zu unterstützen.“

„Es sieht ja fast so aus, als hätten Sie bereits einen bestimmten Platz ins Auge gefaßt?“ sagte Rott lachend.

Der Holländer wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht, ehe er seinen Plan erläuterte: „Ungefähr drei Stunden oberhalb der Station Pulotelo, wo

Ihr Missionsbruder Beyer wirkt, liegt am Ufer des Kapuas ein Platz, der seit alters den Namen Tanggohan führt . . .“

„Tanggohan?“ unterbrach Ferdinand. „Das bedeutet doch bei den Dajak ‚Zugang‘? Wie kommt der Ort zu diesem Namen?“

„Der Platz war früher ein beliebter Versammlungsort, weil dort ein angesehener Häuptling wohnte, der in der ganzen Gegend als Richter geschätzt wurde. In allen schwierigen Fällen, zu Kriegs- wie zu Friedenszeiten, suchten die Leute aus dem Mentangegebiet ihn auf, um seinen Rat einzuholen. Wegen dieses regen Zulaufs erhielt der Platz seinen Namen Tanggohan, was genau übersetzt ‚Hinzugang‘ bedeutet.“

Der Holländer griff stöhnend nach dem Wasserkrug und schenkte sich und seinem Besucher ein Glas ein. Dann fuhr er fort: „Jener Häuptling ist längst tot und Tanggohans Ruhm seitdem erloschen. Nur einige Fruchtbäume und Kokospalmen ragen noch aus dem alles überwuchernden Urwald und erinnern daran, daß dort einst das Volk von Mentangei seine großen Beratungen hielt und seine Feste feierte.“

„Tanggohan!“ wiederholte Rott gedankenverloren. Dann warf er entschlossen den Kopf hoch. „Vielleicht ist es Gottes Wille, daß Tanggohan ein neuer ‚Zugang‘ wird? Diesmal allerdings ein Zugang Gottes zu den Menschen!“

Der Kolonialbeamte streckte ihm die Hand entgegen. „Ich wußte ja, daß Sie uns nicht im Stich lassen werden. Hier meine Hand! Wir werden

alles tun, um Sie bei Ihrer gewiß nicht leichten Aufgabe zu unterstützen.“

Ein paar Tage darauf trat einer der Pandelinge in Rotts Studierstübchen. „Tuan, draußen ist ein fremder Raden, der dich sprechen will!“

„Ein Raden? Ein Unterhüptling?“

„So sagt er“, sagte der Pandeling. „Er kommt aus Mentangei.“

„Gut, führe ihn herein!“

Ferdinand erkannte auf den ersten Blick, daß der Mann, der da mit scheuem Blick eintrat, zu den ‚wilden‘ Dajak gehörte. Er schien sich in dem fremden Haus unbehaglich zu fühlen und rückte sogleich mit seiner Bitte heraus, um recht schnell wieder davonzukommen. „Großer Tuan Holland in Mentangei gewesen, sagen, du sollen kommen, bauen Lewu in Tanggohan, ich sollen sein Raden und sorgen für dich.“

Aha, dachte Ferdinand, da ist unser holländischer Freund offenbar schon am Werk gewesen! Doch was meint nun dieser Dajak dazu? Auf eine diesbezügliche Frage rollte der Mann wild mit den Augen, um auf diese Weise seine Begeisterung für den Plan zu bekunden. „Du, Tuan, und deine weiße Nonja kommen zu uns! Du sein Lehrer, ich dir bringen Knaben in Schule.“ Er hob beide Hände und streckte alle Finger steif aus.

„Eine Hand, zwei Hände, zehn Hände!“

„Fünzig Knaben willst du in die Schule schicken?“ fragte Rott erstaunt.

„Zehn Hände Knaben nach Schule Tanggohan!“

bestätigte der Raden und fletschte lächelnd die Zähne.

Nun, Ferdinand Rott war sich darüber im klaren, daß dieser Wilde gar nicht wußte, was Missionsarbeit bedeutete. Aber dieser Mann war kein gewöhnlicher Dajak, sondern immerhin ein Raden. Und wenn man den Raden Freund nennen durfte, dann konnte ein Anfang auf der neu zu gründenden Station wohl nicht allzu schwer werden.

„Gut“, sagte Rott, „ich werde nach Tanggohan kommen.“

„Du kommen!“ rief der Raden. „Und bringen weiße Nonja mit!“

Die weiße Nonja — das hatte der Raden ausdrücklich gewünscht — sollte gleich mit nach Tanggohan kommen. Ferdinand Rott aber wußte, daß er diesen Wunsch nicht sofort erfüllen konnte. Maria erwartete nämlich ihr erstes Baby, und da war es besser, wenn sie auf einer eingerichteten Missionsstation bei guten Freunden blieb. Darum siedelten die Rotts im Juli 1854 zunächst einmal nach Pulotelo über, von wo aus Ferdinand die Gründung der Station Tanggohan in Angriff nehmen konnte. Von Pulotelo aus war Tanggohan in einem mit guten Ruderern besetzten Boot bequem in drei Stunden zu erreichen.

Leider zeigte sich recht bald, daß der gutmeinende Raden die Zustände etwas zu günstig beurteilt hatte. Wohl hatte der holländische Beamte ringsum den verstreut wohnenden Dajak die Anweisung erteilt, sich in Tanggohan anzusiedeln, aber mit

dem Befehlen allein war es noch nicht getan. Denn kaum hatte Rott die ersten Anordnungen zum Bau der Station gegeben, da lief eine Schreckenskunde durch die Dajaksiedlungen: „Brita Asang!“ — „Drohende Kriegsgefahr!“

Rott wußte aus den Erzählungen der Dajak, daß früher fast Jahr für Jahr starke „Asang“, das heißt Kriegerhaufen, vom Oberlauf der Ströme auf schnellen Booten ins Tiefland eingefallen waren und hier alles mit Raub und Brand verheert hatten. Doch in den letzten Jahren waren solche Raubzüge, an denen sich oft mehrere Tausend Krieger beteiligt hatten, nicht mehr vorgekommen, da auch die Wilden des Inlandes die überlegenen Waffen der holländischen Schutztruppe kennengelernt hatten.

Und nun hieß es doch wieder „Brita Asang“? Weder Rott noch sein Missionsbruder Beyer, der die Station Pulotelo leitete, wollten daran glauben. „Ihr meint sicher Brita kajau?“ fragte Ferdinand die Dajak, die wie aufgeregte Hühner durcheinanderliefen und ihre paar Habseligkeiten zur Flucht zusammenpackten.

Kajau, kleine Trupps von etwa zwanzig Mann, die brachen ja öfter ins Dajakland ein, besonders in die Provinz Kajahan. Aber solche schwachen Haufen brauchte nur der einsame Wanderer zu fürchten. An die Dörfer wagten diese Kajau sich nicht, sie lauerten vielmehr am Flußufer oder an den Urwaldpfaden, um einzelne Wanderer zu überfallen und deren Köpfe zu erbeuten.

„Nicht kleine Kajau!“ schrien die Dajak. „Große

Asang kommen, geführt von dem mächtigen Häuptling Tundan!“ Nun wurde Rott doch stutzig. Tundan? Nun, diesem Burschen war alles zuzutrauen! Vielleicht zog er tatsächlich mit starker Streitmacht heran, um sich für die Gefangennahme seines Sohnes durch die Holländer bitter zu rächen? Schon hatten sich Rott und Beyer mit ihren Frauen in eine Prau gesetzt, um nach der sicherer gelegenen Station Pulopetak zu flüchten, da traf von dort ein Boot ein, das gute Nachricht brachte: Alles war nur ein Gerücht! Nicht einmal vereinzelte Kopfgänger hatten sich sehen lassen, geschweige denn eine starke Streitmacht unter Häuptling Tundan. Beruhigt kehrten die Missionare nach Pulotelo zurück, und Rott ging mit neuem Eifer an den Bau der Station Tanggohan.

Die Braunen, die da mit blanken Augen im Kreise hockten, murmelten wohlgefällig, als Rott achtzehn klingende Taler vor ihnen hinzählte. „Stimmt's?“

„Ja, Tuan, zehn und acht Taler; jetzt gehört der Platz des großen Häuptlings dem Tuan.“

Rott erhob sich und ließ einen zufriedenen Blick über den Waldplatz gleiten. Überall ragten noch Palmen und Pisangbäume aus dem Urwald hervor, der längst die alte Siedlung überwuchert hatte. Wenn man den Wald niederschlug, besaß man gleich einen Nutzgarten. Weit wichtiger aber war, daß Rott mit diesem Kauf genau den Platz erworben hatte, der durch das Andenken an den großen Häuptling geheiligt war. Hier war einst das Volk

von Mentangei zusammengeströmt, um sich Rat zu holen. Hier sollte jetzt als neues Tanggohan — als neuer „Zugang“ — die Missionsstation entstehen.

Zwischen den Fruchtbäumen den Wald niederhauen! Das war leider ein böses Stück Arbeit.

„Da habe ich nun wieder neun Tage mit meinen Leuten nichts weiter getan, als Holz gehackt, auf Haufen geworfen und abgebrannt“, berichtete Rott in einem Brief an die Missionsleitung daheim.

„Der Wald lag zwei Mann hoch in die Kreuz und in die Quer über- und durcheinander. Mancher wird denken: Nun, ein bißchen Feuer angelegt, und schon ist die ganze Holzgeschichte, die ja unter der indischen Sonne knochenhart gedörst ist, in wenigen Minuten weggebrannt! Das ginge auch anderswo, nicht aber hier. Links und rechts standen Häuser, und mitten aus diesem ‚Holzspiel‘ ragten überall große oder kleine Fruchtbäume. Da hätte ein Feuermeer, wenn wir alles auf einmal wegbrannten, böse gehaust. Darum mußte ich alles Holz, das wir geschlagen hatten, in tragbare Stücke schneiden und beiseite schaffen lassen, um es daselbst in kleinen Partien aufzubrennen. Und da habe ich fleißig mitgehackt, denn das Kommandieren von einem schattigen Platz aus reicht nicht hin. Die Dajak können ja noch nicht planmäßig, das heißt mit Überlegung arbeiten. Bei einer ihnen ungewohnten Arbeit buselt der eine hier, der andere da herum, der eine wirft hin, wo der andere wegschafft, und sie kommen nicht vorwärts. Wenn man das ansehen muß, dann wird einem selbst im Schatten

heiß, und man kann es dann nicht lassen, selbst das Haumesser oder Beil in die Hand zu nehmen und daneben in süßer oder auch saurer Methode Unterricht in der Arbeit zu geben.“

Unter dieser heißen Sonne und in der schwülen Luft ist körperliche Arbeit aber für einen Europäer eine bittere Sache. Kein Wunder darum, daß Rott darüber schreibt: „Das sollte ein Europäer wohl bleiben lassen und wollte er auch einen Randhut aufsetzen, wie ein Wagenrad groß. Wenn mir das Wasser von der Nase heruntertröpfelte und die schweißnassen Kleider am Leibe trotz der Sonnenhitze anfangen kalt und schwer zu werden, dann steckte ich mein Pisau (Haumesser) in die Erde und sagte ‚Terei‘ — ‚ich scheide aus‘. Doch ist es gut, wenn man, bevor man den Rücken kehrt, jedem Dajak ein Ziel absteckt, damit er sieht, wieviel er noch vor sich hat. Denn der Dajak schont gern seine Knochen. Es braucht ihm noch gar nicht sauer zu werden, so macht er schon ein Gesicht wie Freund Hein und ruft dabei ‚aku matai‘ — ‚ich sterbe!‘“

Doch nicht nur die Arbeitsunlust der Dajak machte Rott zu schaffen, noch schlimmer wirkte sich ihr Aberglaube aus.

„Jetzt müssen wir noch schönes, glattes Holz für den Fußboden des Hauses besorgen“, sagte Rott zu dem Raden. „Ich habe gesehen, daß unten am Sungei (Flüßchen) geeignete Büsche stehen.“

„Äla, Tuan!“ flüsterte der Raden geheimnisvoll. „Aton talo hong pulau tä —, da steckt ein Ding im Busch!“

„Ein Ding?“ fragte Ferdinand.

„Hau, aton dewa! — Ein Geist!“ gab der Raden mit scheuem Blick zur Antwort. Nach und nach bekam Rott aus dem Raden heraus, daß dieser Geist Antu heiße, den Leuten im Dorf Leben und Sicherheit schenke und darum auch oft mit Opfern bedacht werde. „Und wenn man den Busch umhackt“, versicherte der Raden, „dann wird Antu Krankheit und Tod senden.“

Was half es, daß Rott beteuerte, er wolle den Busch umhauen und befürchte durchaus keinen Schaden.

„Ja, Tuan, dir wird der Antu nichts tun, du bist ja ein Fremder“, gab der Raden zu, „aber wir werden den Tod davon haben!“

„Nein!“ versicherte Rott, „der Antu wird auch euch nichts tun!“ Er nahm die Hand des Raden.

„Warum kann der Antu mir nichts tun? Weil ich dem großen Hatalla gehöre, dem Himmels Gott, der stärker ist als alle bösen Geister. Das hat der große Hatalla gezeigt, als er seinen Sohn vom Tode erweckte.“

„Sagen das eure Tabits, eure Zauberer?“ forschte der Raden.

Ferdinand schüttelte den Kopf. „Wir haben keine Tabits, wir wissen von diesem Sieg des großen Hatalla durch unsere Surat, das heilige Buch, in dem das alles aufgeschrieben ist von Männern, die das selbst erlebt haben.“

Und nun erzählte Rott dem aufmerksam lauschenden Raden von den großen Taten Gottes: wie Gott die Welt geliebt hat; so sehr, daß er seinen Sohn gab; wie der Sohn des großen Hatalla am Kreuz

gelitten hat, um die Schuld der Menschen zu tilgen; wie er dann vom Tode auferstanden ist und nun im Himmel thront als Herr der ganzen Welt. Und am Ende sagte Rott: „Wenn du, Raden, das erst einmal eingesehen hast, dann werden wir beide den Busch umhauen, in dem der Antu hausen soll. Und du wirst sehen, daß kein böser Geist uns etwas anhaben kann.“

Ein paar Tage später kam Ferdinand in den Kampong. Natürlich sprachen die Dajak, denen er begegnete, sofort vom Bauen. „Bald wirst du mit den neuen Häusern fertig sein, Tuan“, sagten sie, „und dann wirst du uns doch einen Ochsen geben?“

„Einen Ochsen?“

Wollt ihr denn ein großes Festessen halten?“

„Nein, Tuan, aber wir müssen doch den Geistern ein Opfer bringen.“ Als sie sahen, wie erstaunt der Tuan über diese Zumutung war, setzten sie erklärend hinzu: „Sieh, Tuan, unsere Erde ist durch dein Kommen und Wohnen unrein geworden.“

Rott versuchte zunächst, die Sache ins Lächerliche zu ziehen. „Haltet ihr mich denn für einen Schmutzfinken?“

Sie wehrten energisch ab. „Dia, Tuan, tapi hadat ikäi kalotä — nein, Tuan, aber das ist nun mal so unsere Sitte. Auch wir sühnen, wenn wir ein Haus gebaut haben, die Erde, die durch uns Menschen unrein geworden ist.“

Jetzt wurde der Missionar doch sehr nachdenklich. Das war ja wirklich erstaunlich, daß diese schlichten Wilden etwas von der „Unreinheit“ des Menschen ahnten. Er fragte weiter, und sieh an: diese

Dajak spürten sehr genau, daß sie in ihrem Leben und Denken durchaus nicht so waren, wie der gute Himmelsgeist sie haben wollte. „Bestimmt, Tuan, wir müssen einen Ochsen opfern, um die Geister zu versöhnen!“

Rott schüttelte den Kopf. „Ihr meint, ein Ochse genüge dazu? Wie sollte ein Ochse den guten Himmelsgeist versöhnen, wo doch wir Menschen die Sünder sind!“ Und dann erzählte er ihnen von dem Opfer, das Gottes Sohn für uns Menschen gebracht hat, von seinem Leiden und Opfertod, von seiner Auferstehung. „Gott selber hat das Opfer schon längst gebracht, ein für allemal. Und darum brauchen wir den guten Hatalla nicht mehr zu versöhnen. Er ist schon längst versöhnt. Das hat er uns durch seinen Sohn gezeigt.“

Er erinnerte die Leute von Tanggohan daran, daß es drüben auf den anderen Missionsstationen doch schon eine ganze Anzahl getaufter Christen gebe. „Die bringen den Geistern schon längst keine Opfer mehr, und doch können die bösen Djinn ihnen kein Leid mehr antun!“

Rott sah, wie die Männer nachdenklich vor sich hinschauten. Er spürte, daß sie Zeit brauchten, um das alles zu verstehen. Sie hörten ja zum ersten Mal davon, daß der gute Hatalla selber das Opfer für die Schuld der Menschen gebracht habe.

Rott erhob sich. Er konnte jetzt nichts anderes tun, als abzuwarten und es Gott zu überlassen, daß das Saatkorn aufging, das hier ausgestreut war. „Tabe! — Auf Wiedersehen!“ Mit großen Augen sahen die Dajak ihm nach.

## DIE SAAT GEHT AUF

Am 6. Oktober 1854 kam ein Boot, von raschen Ruderschlägen getrieben, den Fluß herauf. In banger Erwartung ging Ferdinand ihm entgegen. Welche Nachricht würde es wohl von Pulotelo bringen? Er hatte in diesen Tagen oft an Maria denken müssen. Seine Sorge wich, als er den Steuermann schon von weitem winken sah. Und dann, noch ehe das Boot am Steg festmachte, rief der Mann, der einer der getauften Christen von Pulotelo war: „Frohe Kunde, Tuan! Nonja hat ein Töchterchen bekommen!“

In dem Boot, das die gute Nachricht gebracht hatte, fuhr Ferdinand hinab nach Pulotelo. Wenige Tage später feierten sie dort die Taufe ihres ersten Kindes, das — nach seiner Mutter — den Namen Maria erhielt.

Doch Ferdinand konnte nicht lange das Glück bei seinen Lieben genießen. Der Bau der Station in Tanggohan erforderte seine ganze Kraft. Noch immer war dort das Heidentum ungebrochen.

Rott sah den Raden tadelnd an, als dieser ihm berichtete. „So, eine Wasserprobe ist gar gehalten worden?“ Der Raden nickte nur stumm, und Ferdinand mußte lange in ihn dringen, um herauszu-

bekommen, was eigentlich vorgefallen war. Eine junge Frau war des Diebstahls bezichtigt worden, hatte aber die Tat nachdrücklich bestritten. Da hatten die Ältesten entschieden, es solle durch die Heißwasserprobe festgestellt werden, ob sie den Diebstahl begangen habe. Über loderndem Feuer hatte man einen Topf mit Wasser zum Sieden gebracht und dann ein Stück Eisen in den Topf geworfen. „Wenn es dir gelingt, das Eisen mit bloßer Hand herauszugreifen, dann sollst du als unschuldig gelten!“ Die junge Frau, von ihrer Unschuld überzeugt, hatte das „Gottesurteil“ angenommen, und tatsächlich war es ihr gelungen, das Eisen aus dem kochenden Wasser zu fischen.

Rott atmete auf. Es war der unschuldigen Frau wenigstens kein Unrecht geschehen. Aber daß sich so etwas überhaupt hatte abspielen können, das tat ihm weh. Und wieder einmal spürte er, wie groß die Aufgabe war, die hier noch auf ihn wartete.

Beim Wegräumen des gefälltten Holzes waren alte, verfallene Gräber zum Vorschein gekommen. „Wirst du einmal deinen Eltern ein heidnisches Tiwa geben?“ fragte Rott den vierzehnjährigen Missionsschüler Ropok, der von Pulopetak mit nach Tanggohan gekommen war. „Tawa“, gab der Junge unsicher zur Antwort, „ich weiß es nicht!“ Sein um zehn Jahre älterer Bruder Tumbak aber sagte: „Ich, Tuan, werde ein Totenfest veranstalten, krana aku hindei lapas bara setan — denn ich bin noch nicht los vom Teufel!“

Eines Abends hatte sich Ferdinand nach der Arbeit neben einem dichten Gebüsch niedergesetzt. Nicht

weit von ihm hockten drei Dajak um ein Feuer, über dem sie ihren Reis kochten. Da sie Rott nicht bemerkt hatten, sprachen sie ganz offen über das, was sie dachten.

„Wir haben nur etwas Salz“, sagte der eine. „Da wird der Reis — ohne Zukost — nicht schmecken.“

„Ich habe einen Strauch mit Sauerblättern gesehen“, warf der zweite ein.

„Wo denn?“ fragten wie aus einem Munde die beiden andern.

„Dort hinten!“ Und der Mann wies mit der Hand in Richtung der Gräber.

Lange schwiegen sie, dann fingen sie an, davon zu sprechen, wie gut es doch wäre, wenn man die Sauerblätter als Zukost hätte. Aber keiner wollte gehen und sie holen, weil man da doch bei dunkler Nacht in die Nähe der Gräber kommen mußte. Jeder versuchte dem anderen Mut zu machen, doch ein jeder beteuerte, wenn die anderen ihn drängten: „Aku djaton — ich nicht!“

„Anting“, bestimmten endlich die beiden Älteren, „du mußt gehen. Das bist du uns schuldig. Du mußt nur immer an die Blätter denken. Und wenn dich doch das Grauen ankommt, dann mußt du lauthals ‚hoi, hoi!‘ rufen.“

„Aku djaton!“ sagte Anting und blieb stocksteif sitzen.

Sie erschranken, als sie plötzlich Ferdinands Stimme hörten. „Natürlich, die bösen Kambä könnten ja dort sein!“ Sie fühlten den Spott und schämten sich, daß der Missionar ihr Gespräch gehört hatte. Immerhin wollten sie jetzt doch ihre Furchtlosig-

keit zeigen und marschierten endlich zu dritt los. Mit einer großen Fackel, die sie wild schwangen, machten sie sich Mut. Doch als sie in die Nähe der Gräber kamen, fingen sie alle drei zu schreien an: „Hoi! Hoi!“ Und Antings Angst vor den bösen Kambä war so groß, daß er nicht in seiner Dajaksprache, sondern auf Malaiisch zu sprechen begann, ganz so, wie die Dajak es ihrem Sultan gegenüber zu tun pflegen.

Es dauerte noch Monate, bis das Haus unter Dach und Fach kam. Rott schickte seine Leute fünf Tagesreisen weit, um geradegewachsenes Holz für die Pfeiler zu besorgen. Drei Monate blieben die Männer aus, doch als sie endlich zurückkamen, da brachten sie tadellos gewachsenes Bauholz mit. „Wir konnten nicht eher kommen, Tuan, da wir wegen der großen Trockenheit das Holz nicht flößen konnten.“

Als alles Holz beisammen war, ging das Zimmern los. Ferdinand mußte den Zimmerpolier spielen, da die Dajak vom Bauen im rechten Winkel keine Ahnung hatten. Unermüdlich war er dabei, die Stämme zu messen und mit einer in Holzasche getauchten Schnur die Striche anzuzeichnen, an denen entlang geschnitten werden mußte. Immer wieder kam der Ruf: „Tuan, guris lepa! — Herr, der Strich ist alle!“

Endlich, in der Karwoche des Jahres 1855, war auch das Wohnhaus fertig. „Am 2. April bin ich eingezogen“, berichtete Rott nach Hause. „Herr, gib mir Kraft, gib Gnade, gib alles, was ich brau-

che, um Seelen zum Lohne deiner Schmerzen zu werben. Das soll mein Werk und Arbeit sein.“

Am 11. Mai 1855 hatte auch Maria mit ihrem Töchterchen in Tanggohan Einzug gehalten. „Ich versichere Euch“, schrieb sie an ihre Geschwister daheim, „obschon es hier auch der Entbehrungen viele gibt, daß ich mit keinem Kaiser oder König tauschen möchte; denn an meines Mannes Seite bin ich so glücklich hier, wie ich es auf Erden nur werden kann, und ich wünsche nichts weiter, als daß ich armes Menschenkind zu dem Bau der Kirche Christi auch ein Steinchen möge beitragen können.“

Es war so manches „Steinchen“, das sie mit herbeitragen durfte. Da war die Arbeit im Haushalt, die Gelegenheit bot, den Dajakfrauen näherzukommen; da war die Schule, in der sich eine immer größere Schar von Lernbegierigen einfand; da waren die ersten Dajak, die kamen und um Taufunterricht baten.

„Im Monat Mai hielt ich die erste Predigt vom Kreuze“, berichtete Ferdinand nach Deutschland. „Das Wort vom Kreuz ist das ganze Jahr hindurch mein Thema gewesen in Kirche, Schule, Haus und überall, wo es galt, den Namen unseres Herrn zu verkündigen.“

Welche Freude war es für Ferdinand, daß er am 2. Weihnachtstage 1855 die ersten fünf Dajak in Tanggohan taufen konnte: das Ehepaar Djaja und Kapas mit ihrem Kindchen, dazu Ikat, einen jungen Mann von etwa 19 Jahren, und die zwölf-

jährige Balau. Aus der Schule, die jetzt schon mehrere Klassen aufwies, erklangen jeden Morgen frohe Lieder. Dann ging es fleißig ans Lernen, so daß die Dajak, die da in dichtgedrängten Reihen saßen, bald recht gut zu lesen verstanden. Schon konnten viele Schüler ganze Geschichten des Neuen Testaments auswendig aufsagen.

An einem schwülen Januartag des Jahres 1856 flog wie ein Lauffeuer die Kunde durch den Kampong: „Unsere Nonja hat einen Sohn bekommen!“ Bald war der kleine Johannes der erklärte Liebling der jungen Christengemeinde in Tanggohan.

Zu Pfingsten ließ sich das Ehepaar Ratus und Ringgan taufen. Sie hatten — ebenso wie das zu Weihnachten getaufte junge Paar — ihre Ehe im Heidentum begonnen, begehrten jetzt aber, auch kirchlich getraut zu werden. So fand denn unmittelbar nach der Taufe die kirchliche Trauung der Paare statt, und zum Schluß feierte die kleine Gemeinde gemeinsam das heilige Abendmahl.

„Es ist ein Senfkorns-Anfang“, schrieb Ferdinand. „Der Herr wolle Segen geben, daß ein großer Baum daraus wachse.“

Einige Wochen danach — es war kurz nach dem Mittagessen — ertönte vom Landeplatz her der Ruf: „Kapal asep, Kapal asep!“ Ein Dampfer kommt? Rott wollte es zuerst nicht glauben, doch dann erhob sich draußen ein Rufen und Laufen, als stünden Wunderdinge bevor. Und wirklich, um die Flußbiegung schob sich, mit wirbelnden Schaufelrädern und mächtige Qualmwolken aus dem dünnen Schornstein stoßend, ein Dampfer.

Kaum hatte der Dampfer vor Tanggohan Anker geworfen, so ließ sich Rott in einer Prau hinüberfahren. An Deck empfing ihn Dominee Budding, der früher in Batavia Pastor gewesen, jetzt aber im Auftrag der holländischen Regierung als General-Inspektor die Kirchen und Schulen in ganz Holländisch-Indien überwachte. Nun war er gekommen, um auch in Tanggohan einmal die Schule zu visitieren.

„Bis vier Uhr kann ich unmöglich meine Schüler vollzählig zusammenbekommen“, bedauerte Rott und zuckte die Schultern. „Wir haben den ganzen Vormittag Schule gehalten, jetzt aber sind die Schüler zur Arbeit auf den weit verstreuten Reisfeldern.“

„Es macht nichts, wenn nur die Hälfte der Schüler da ist“, lächelte wohlwollend der hohe Herr. „Ich werde mir dann schon ein Bild machen von dem, was sie können.“ Er nickte Ferdinand freundlich zu. „Tanggohan ist ja eine ganz junge Station. Da können die Schüler noch nicht viel gelernt haben. Ich werde zufrieden sein, wenn sie wenigstens ein paar Buchstaben lesen können.“

Durch den Tommongong, den Dorfhäuptling, ließ Rott möglichst viele Schüler zusammenrufen. Gegen vier Uhr hatten sich immerhin etwa vierzig Schüler eingefunden. Wie erstaunt war der General-Inspektor, als er die Schiefertafeln sah und feststellen mußte, daß die Jungen nicht nur fließend lesen, sondern auch schon recht gut schreiben konnten! Freiweg lasen sie ihm aus den Biblischen Geschichten vor und gaben auch auf seine Fragen

verständige Antworten. Kein Wunder, daß der hohe Herr recht zufrieden von Tanggohan Abschied nahm.

So, wie die kleine Gemeinde langsam wuchs, war auch der Haushalt bald größer geworden. Im Februar 1858 wurde die kleine Karolina geboren, so daß jetzt drei Kinder im Missionshause waren: die dreijährige Maria, Hänschen, der gerade zwei Jahre alt geworden war, und die kleine Lina, die in ihrem Körbchen lag und munter krächte.

Im Jahre 1858 war die Gemeinde von Tanggohan so gefestigt, daß Rott daran denken durfte, abermals weiter in das Inland vorzustoßen. Aus dem Bezirk Patei waren Dajak gekommen: „Tuan, bringe auch uns die Botschaft!“ Die Missionsbrüder Denninger und Klammer hatten einen geeigneten Platz gefunden: Tameang lajang. Da in Tameang der Oberhäuptling des Bezirkes wohnte, kam hier viel Volks zusammen. Auch war die Lage des Ortes gesund, und die Landschaft bot einen sehr hübschen Anblick. Die Äcker strotzten derart von Fruchtbarkeit, daß der Reis hier bis über mannshoch wuchs.

„In den letzten Monaten war ich wieder mal so recht ‚Zendeling werkman‘ — Missionsarbeiter —“, schrieb Rott nach Hause. „Meine Hände geben davon einen deutlichen Beweis. Die kleine Maria sagt, ich hätte ‚Monde‘ in der Hand, und zeigt dabei auf die hellen, weißen Wasserblasen. Ja, ich habe die ganzen Handflächen voll solcher Monde, die durch Säge, Hobel, Hammer und Kneifzange hineingesetzt sind.“

Auch in Tanggohan selbst gab es noch viel zu bauen. Noch immer fehlte der jungen Missionsstation ein besonderes Gotteshaus. Nun war es endlich so weit, daß auch eine richtige Kirche errichtet werden konnte. Im Mai war das Gebäude unter Dach und Fach. Die Giebelseite wies zum Fluß hin, und ein hohes Kreuz auf der Dachspitze kündete allen Vorbeifahrenden, daß hier der Tod und die Auferstehung Christi gepredigt würden. Rott hatte die Kirche absichtlich genau an der Stelle errichtet, an der früher die Dajak ihre heidnischen Totenopfer dargebracht hatten. „Auf solcher Mord- und Blutstätte erhebt sich jetzt die Kirche mit dem Kreuz Christi. Tanggohan ist jetzt der ‚Hinzugang‘ zum Kreuz. Ist das nicht schon ein Sieg?“ Rott berichtete weiter: „Als die Kirche unter Dach und Fach war, ging die eigentliche Hauptarbeit erst an, der innere Ausbau und die Einrichtung. Den Dajak kam es wunderbar vor, daß ich dieses Gebäude schöner machte als mein eigenes Wohnhaus. Doch schien das ihnen in Ordnung zu sein, als ich ihnen sagte, daß ein Gotteshaus schöner sein müsse als ein Menschenhaus.“

Wie sehr die junge Gemeinde im Glauben gewachsen war, zeigte sich daran, daß viele Kampongleute, vor allem aber die gesamte Schuljugend, am Kirchbau freiwillig und ohne Anspruch auf Lohn mitarbeiteten. Freilich, auch die Missionsfreunde in Gladbach hatten 500 Taler geschickt und durch ihre Gebete beim Bau dieses Gotteshauses mitgeholfen.

Am Sonntag, den 30. August, konnte Tanggohan

die Kirchweihe feiern. „Tara Jehova, o hambaru-  
angku — Lobe den Herrn, o meine Seele“ sangen  
die Dajak zum Beginn des Gottesdienstes, und Fer-  
dinand Rott predigte zu ihnen über das Bibelwort:  
„Der Herr hat alles wohlgemacht.“

## JESUS SIEGT!

Wirklich, es schien, als solle die Arbeit der Rheinischen Mission jetzt in ungestümem Siegeszug weiterdringen. Neue Missionare trafen auf Borneo ein, darunter Missionar Kind und in seiner Begleitung Fräulein Friederika Nordsick, die Braut des Dajakmissionars Wigand.

Als die neuen Helfer an Land gingen, zogen sich aber die ersten unheildrohenden Wolken über der Insel zusammen. Angekündigt hatte sich das kommende Gewitter schon seit längerer Zeit. Bereits zwischen den Jahren 1851 und 1853 war es wegen der Thronfolge im Sultanat Bandjarmasin zu Streitigkeiten gekommen. Der mohammedanische Sultan war zwar dem Namen nach Untertan der Holländer, meinte aber, seinen Thronerben selber bestimmen zu können. Das Unglück wollte es, daß der Sultan als Mohammedaner mehrere Frauen besaß, deren Söhne sich nun alle Hoffnungen auf den Thron machten. Der Prinz, den der alte Sultan als seinen Nachfolger ausersehen hatte, starb an dem Gift, das ihm einer seiner Stiefbrüder unter das Essen gemischt hatte. Daraufhin bestimmte der alte Sultan einen jüngeren Sohn zu seinem Erben. Doch kaum war der Alte gestorben, so machte ein

anderer Sohn Ansprüche geltend und verstand es auch, die Unterstützung der holländischen Verwaltung zu gewinnen. Nun sann der Enttäuschte auf Rache. Da er sich der Übermacht der Holländer bewußt war, verkündete er kurzerhand: „Der Ahnherr des Sultanshauses ist wieder erschienen! Natürlich, den Augen gewöhnlicher Menschen ist er nicht sichtbar, aber wenn die Häupter des Volkes über das Wohl des Landes beraten, dann erscheint er unter ihnen.“

Geschickt wußten die Anhänger des Thronanwärters dieses Märchen unter die Leute zu bringen, und die abergläubischen Heiden glaubten nur zu gern, was die Mohammedaner ihnen als Offenbarungen des Ahnherrn aufschwatzten. So sollte er auch verheißen haben: „Wenn ihr alle Christen tötet, dann wird Bandjar ein großes mächtiges Sultanat werden!“

Natürlich hatten auch die getauften Dajak von den Absichten der Mohammedaner Wind bekommen und die Missionare gewarnt. Im Laufe des April 1859 mehrten sich die Sturmzeichen. Einige Häuptlinge in abgelegenen Gebieten fielen aus Angst vor dem aufsässigen Thronanwärter von der Regierung ab. Treue Dajak dagegen, die zu den Missionaren hielten, rüsteten sich zur Flucht. Erst viel später kam heraus, daß die Aufständischen für den 1. Mai ein großes Gemetzel in Bandjarmasin geplant hatten, das nur durch das ganz zufällige Eintreffen einer Soldatenabteilung vereitelt wurde. Die Aufrührer wähten sich verraten und standen von ihrem Vorhaben ab.

Mitte April waren die beiden Missionare Wigand und Kind mit ihren jungen Frauen in Tanggohan eingetroffen. Sie wollten sich mit Rott über den Fortgang der Missionsarbeit beraten. Beide Missionare waren erst seit kurzer Zeit auf Borneo, Kinds junge Frau sogar eben erst aus Deutschland gekommen.

Ursprünglich hatte Wigand nur zwei Tage in Tanggohan bleiben und dann nach seiner neuen Station Kajahan weiterfahren wollen. Doch die Alarmnachrichten, die aus dem Kampong kamen, bestimmten ihn, die Weiterreise zunächst aufzuschieben.

Es war schon spät am Abend, als sich der Tommonggong bei Rott melden ließ. Er trug, als er eintrat, vollen Waffenschmuck. „Ihr müßt fliehen, Tuan! Meine Kundschafter melden, daß viele Fremde im Busch lauern.“

„Fremde?“

„Ja, Tuan, sie sind wahrscheinlich den Fluß herabgekommen.“

„Bruder Rott“, sagte Missionar Kind nach einer kurzen Beratung, „du bist von uns dreien am besten mit den Verhältnissen dieses Landes vertraut. Sage, was du für richtig hältst, und wir Neulinge werden uns nach deinem Rat verhalten.“

Ferdinand dachte an die „Brita Asang“, die Kriegsgerüchte, die schon so oft umgegangen waren und sich hernach doch nur immer als bloße Schaumschlägerei herausgestellt hatten. Sollte es nicht diesmal wieder dasselbe sein? Sicher war irgendwo eine Kajau, eine kleine Gruppe von Kopfjägern,

gemeldet worden, und gleich hieß es „Brita Asang!“ Davon, daß es sich diesmal wirklich um einen großangelegten Aufstand handelte, hatte Ferdinand keine Ahnung. Bis nach Tanggohan war noch nichts von den Vorfällen in den anderen Landesteilen gedrungen.

„Wir werden bleiben, aber die Augen offenhalten“, meinte er. Da die Gerüchte vom Auftauchen fremder Kriegsscharen aber immer wieder neu aufflackerten, beschlossen die drei Männer, umschichtig nachts Wache zu halten.

Der 1. Mai, für den die Anführer den Überfall auf Bandjarmasin geplant hatten, ging in Tanggohan ruhig vorbei. In der Nacht zum 6. Mai war Ferdinand an der Reihe zu wachen. Während er die Runde um die Häuser machte, bemerkte er plötzlich Licht in seiner Wohnung. Das Gewehr schußbereit in der Hand, trat er leise ein und fand Maria damit beschäftigt, die notwendigsten Sachen zusammenzupacken.

„Ich finde heute keine Ruhe“, erklärte sie. „Ich weiß nicht, was es ist, aber ich kann nicht schlafen. Und da sagte ich mir, es sei am besten, alles für eine schnelle Flucht fertig zu machen.“

Er sah, wie unruhig sie atmete, und dachte daran, daß sie ja wieder ein Baby erwartete. „Du solltest dich nicht so aufregen, mein Liebes“, sagte er zärtlich. „Wer wird denn an eine Flucht denken!“ Er schüttelte den Kopf. „Wir können jetzt nur beten: Vater, ist's möglich, so laß den Kelch an uns vorübergehen; aber nicht, wie wir wollen, sondern wie du willst, Vater!“

Auch am 6. Mai, einem Freitag, blieb alles still. Rott bereitete für den Sonntag, in aller Ruhe seine Predigt vor. Der Tommongong erschien und riet fürsorglich, es sei wohl doch besser, wenn die Missionare Tanggohan verließen. „Wir haben dich lieb, Tuan, aber wir sind zu schwach, um dich zu beschützen, wenn die Feinde uns mit großer Übermacht angreifen.“

„Sind Nachrichten aus Pulopetak gekommen?“ wollte Ferdinand wissen.

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Dann wollen wir noch abwarten“, entschied Rott.

„Wenn es sich wirklich um einen großen Aufstand handelt, dann hätte man uns von Pulopetak aus längst eine Warnung zukommen lassen.“

Wie sollte Ferdinand ahnen, daß die Aufrührer für die gleiche Stunde den Angriff auf Pulopetak angesetzt hatten? Dieser Angriff unterblieb nur deshalb, weil kurz vor dem beabsichtigten Überfall ein Dampfer vor Pulopetak erschien und die dortigen Missionare auf Anweisung der Regierung abholte. „Vergeßt unsere Brüder und Schwestern in Tanggohan nicht!“ drängten die von Pulopetak. Doch der Leutnant, der auf dem Dampfer das Kommando hatte, schüttelte den Kopf: „Wir haben nicht genügend Kohlen, um noch nach Tanggohan hinaufzudampfen.“

Es war am Morgen des 7. Mai, als Maria Rott, die sich eben angekleidet hatte, draußen ein Hasten und Laufen vernahm. Als sie hinausblickte, sah sie das Häuflein ihrer Getreuen in eiliger Flucht zum Waldrand hetzen. Auch das Kindermädchen, das

die kleine Lina selbst in ihrer ärgsten Angst nicht von der Hand ließ, jagte davon. Ein Mann, der in vollem Lauf vorbeistürmte, schrie Maria zu: „Da sind viele Leute, die wollen unseren Tuan totmachen!“

In dem Brief, den Maria am 18. Mai an ihre Mutter schrieb, zittert noch das ganze Leid jener bitteren Stunde nach: „Ich raffte in der Angst meine beiden Kinder auf, da hörte ich draußen schon den entsetzlichen Ruf eines der Mörder: Heraus ihr! Noch wußte ich nicht, daß mein lieber Mann schon von ruchloser Hand verwundet war. Erst als ich meine Kinder zu Schwester Kind in die Kammer gebracht hatte und mich nach ihm umsah, sah ich, wie er eben halb ohnmächtig auf einen Stuhl niedersank. Auf meine Frage: ‚Was ist dir?‘ gab er mir zur Antwort: ‚Ich muß sterben, ich habe einen Stich bekommen.‘

Der Herr gab mir Kraft und Besinnung, daß ich meinem lieben Mann gleich Arznei geben und seine Wunden verbinden konnte, während die anderen Brüder auf die Galerie gelaufen waren. Auch mein teurer Mann raffte sich wieder auf und ging mit dem Gewehr nach draußen. Wir Frauen blieben erst mit den Kindern in der Kammer, allein der Schmerz um meine kleine Lina und meinen verwundeten Mann ließen mir keine Ruhe —“

Freien Abzug? Die Aufrührer lachten nur höhnisch und wiesen auf den verödeten Anlegesteg. Sie hatten alle Praus beiseite geschafft, so daß an ein Fortkommen nicht mehr zu denken war.

Doch dann schien es, als wenn sie sich anders be-

sännen. Ein leises Beraten hub an, und endlich erklärte der Anführer, die Weißen dürften abziehen, sofern sie die Station zum Plündern freigäben.

Doch kaum waren die Missionare mit ihren Frauen und den Kindern am Steg angekommen, da fielen die verräterischen Banditen über sie her. Ferdinand Rott hing bereits als Sterbender in Marias Armen, nun wurden auch die Brüder Wigand und Kind von vergifteten Pfeilen getroffen und brachen zusammen.

Lieber den Tod in den Wellen, als in die Hände dieser Unmenschen zu fallen! Das war Marias letzter Gedanke. Dann schlugen die Wasser über ihr und ihren beiden Kindern zusammen.

Sie wußte nicht, wer sie aus dem Wasser gezogen hatte. „Ach, liebe teure Mutter! Als ich meine Augen endlich wieder aufschlug, sah ich mich und meinen Hans in den Händen dieser Blutmenschen. Man brachte uns in das Haus des Tommonggong, dem der Anführer der Mordbande den Befehl gab, mich zu verwahren, bis er komme und mich abhole. Wie war mir zumute, als man mir meine kleine Lina wiederbrachte! Dann wollte man mir meine Kinder fortnehmen. Es fanden sich viele Liebhaber, die sie als Sklaven kaufen wollten. Doch unser Herr schenkte mir im Augenblick der Not Gnade und Kraft, mich ernstlich zu widersetzen. Ich sagte den Leuten, daß ich bereit sei zu sterben, nicht aber, mich von meinen Kindern zu trennen.“

Zweimal schickte der Bandenführer nach Maria, um sie abholen und fortschaffen zu lassen. Doch

Maria wehrte sich mit aller Kraft, und da auch der Tommonggong auf ihrer Seite war, konnte sie sich durchsetzen. Doch ob es ihr auf die Dauer gelingen würde?

Da, am 10. Mai, erscholl plötzlich der Ruf: „Kapal asep! — Ein Dampfschiff!“ Hals über Kopf stoben die Aufrüher davon und rissen auch die verwirrten Dajak mit in ihre Flucht. Wer könnte Marias Freude beschreiben, als sie auf dem Schiff die wohlvertrauten Gesichter der Missionare Zimmer, van Höfen und Denninger erkannte! Wenige Minuten später waren Maria, Hänschen und die kleine Lina an Bord und fielen weinend den Missionsbrüdern in die Arme.

Der Leichnam Ferdinand Rotts wurde nie gefunden, auch sein Töchterchen Maria blieb in den Fluten des Kapuas.

Von Bandjarmasin aus schrieb Maria an ihre Mutter: „Das Herz möchte mir brechen. Nur soviel sei noch gesagt, daß mein lieber Mann mit Freudigkeit in den Tod gegangen ist, und besonders meine kleine Maria hat sich noch im letzten Augenblick gefreut, daß sie nun zum lieben Heiland gehen würde.“

Erst 48 Jahre später erfuhr Maria Rott, wer sie damals gerettet hatte. Ein junger Missionar, ein Verwandter des auch in Tanggohan ermordeten Missionars Wigand, traf in Kualakapuas einen alten Dajak, der sich nach der Nonja Rott erkundigte. Als er hörte, daß sie noch lebe und in Bielefeld wohne, schrieb er ihr in ungelinken, aber gut lesbaren Buchstaben:

„Kualakapuas, am 30. August 1907.

Ich grüße dich, Nonja! Ich bin Barat und sende dir Grüße und Segenswünsche. Weil ich erfahren habe, daß du noch lebst in Deutschland, ist die Freude meines Herzens groß, weil ich noch immer der Güte der Nonja und des Tuans von früher gedenke. Während ich die Schule in Palingkau besuchte, gabst du mir Kleider, und ihr lehret mich die Gebote Gottes. Wenn ich euch besuchte, gabst du mir Brot, Nonja. Darum gedenke ich dein bis heute. Das Gefühl meines Herzens ist zu dir wie das eines Bruders.

Damals, als die Leute die Missionare töten wollten, sagte es mir mein Onkel Riwt. Sofort lief ich mit ihm hin. Ich lief zum Fluß und sah, wie ihr untergingt. Sogleich sprang ich in den Fluß, um dich und den Tuan zu retten. Aber der Tuan war schon untergegangen. Darum zog ich dich in die Höhe. Wenn mein Onkel Riwt nicht dagewesen und mir geholfen hätte, so wäre ich mit hinabgezogen worden und auch ertrunken. Ich führte die Nonja zu dem Raden. Darauf lief ich nach Hause, weil ich fürchtete, die Feinde würden mir das Leben nehmen. Später hörte ich, daß alle, die den Tuan töten wollten, umgekommen sind. Gott hat sie für den Mord gestraft. Tukis, der den Tuan zuerst angriff am Haus, ist gleich danach gestorben. Die Leute am oberen Kapuas haben ihn mit einer Lanze erstochen.

Dies ist mein Wort an dich, Nonja. Viele Grüße und Segenswünsche von mir, dem Barat.“

Und wie sieht es heute im Dajaklande aus? Die evangelische Kirche von Kalimautan — das ist der neue Name für Borneo — zählte im Jahr 1955 30000 Seelen, die von dreißig eingeborenen Pastoren betreut werden. Dort, wo einer der erschlagenen Missionare begraben wurde, erhebt sich heute eine Kirche. „Daß Jesus siegt, bleibt ewig ausgemacht. Sein ist die ganze Welt!“



